# Ein deutsches Weib.

Original-Roman

von

**August Schrader.**

**Dritter Band.**



**Leipzig.**

Verlag von A. H. Payne.

1868.

# XIII.

## Eine Entführung.

Eines Abends verließ Dorothea das Theater. Es war nicht mehr so, kalt als in den Wochen zuvor; aus dem grauen Himmel herab fiel Schnee und Regen, ein Gemisch, das das Fortkommen in den Straßen erschwerte. Das Wetter war schlecht in der vollsten Bedeutung des Worts. Ein Gewühl von Wagen und Droschken aller Art entwickelte sich vor dem Theatergebäude. Dorothea hatte eine Partie gesungen, sie durfte also dem Herkommen gemäß auf eine Equipage Anspruch machen. Bollmann wartete schon an der Thür, die von der Bühne auf die Straße führte. Als er die Sängerin gewahrte, trat er zu ihr.

„Fräulein", fragte er, „sind Sie fertig?"

„Ich bin in dem letzten Acte nicht beschäftigt."

„Weiß es, meine hochverehrte Dame; die Equipage wartet."

Dorothea trug ein blauseidenes Capüchon, das sie fest über den Kopf gezogen hatte; ein schwarzer Schleier verhüllte ihr Gesichtchen.

Bollmanns Zunge war ein wenig schwer und seinen Augen entströmten ungewisse Blicke.

„Ist der Wagen da?" fragte Dorothea.

„Ich glaube.“

„Sehen Sie doch nach.“

„Bitte, einen Augenblick zu warten.“

Der Theaterdiener schwankte der Thür zu.

Dorothea trat hinter einen Pfeiler des Corridors, um sich dem Zugwinde zu entziehen.

Einzelne Herren und Damen schlüpften an ihr vorüber.

„Ein furchtbares Wetter“, hörte man Stimmen rufen.

Bollmann kam zurück.

„Fräulein!“

„Nun?“

„Der Wagen ist da!“

„Fahre ich allein?“

„Ei freilich! Wo sind Ihre Sachen?“

„Was für Sachen?“

„Garderobe, ich meine nur . . . ist auch wohl nicht nöthig . . . kann später besorgt werden, verlassen Sie sich auf mich.“

Der Theaterdiener roch nach Wein; Dorothea mußte lächeln über den Alten, der sich bemühte seinen Rausch zu verbergen. Gravitätisch schritt er voran die Steinstufen der Treppe hinab.

„Oeffnen!“ befahl er.

Der Hoflakei öffnete den Schlag.

„Bitte, gnädiges Fräulein, steigen Sie ein! Ihre Hand . . . so, machen Sie es sich bequem! Gute Nacht!“

Bollmann selbst schloß den Schlag.

„Alles fertig?“ fragte er den Lakai.

Dieser flüsterte:

„Der Reisewagen ist schon diesen Mittag abgegangen.“

„Und Madame Rode?“

„Mit ihm; alle Befehle sind pünctlich ausgeführt.“

„Fort!“ befahl Bollmann, die Hand ausstreckend. „Fahrt rasch, das Wetter ist sehr kalt!“

Der Lakai schwang sich auf den Bock neben den Kutscher. Die Peitsche knallte, der Wagen rollte davon. Bollmann ging in das Theatergebäude zurück, er wartete in einem Zimmer, bis die Vorstellung zu Ende war und die Künstler und Künstlerinnen das Haus verließen; dann begab er sich wieder auf den Corridor und wartete. Sein Rausch war indeß etwas stärker geworden, er hatte in dem Zimmer einer Flasche wacker zugesprochen. Die Mitglieder der Bühne, die vorüber eilten, grüßten ihn sehr höflich, sie kannten ihn als den Geheimnißträger des Intendanten. Einige nannten ihn Kuppler, Andere einen Jesuiten, der den Mantel nach allen Winden hängt.

Bollmann gab sein heißes Gesicht der kalten Zugluft preis; er ging auf und ab, murmelte vor sich hin und sang, der Veränderung wegen, eine Opernarie. In dem Gedächtnisse des guten Alten hatten sich eine Menge Melodien aufgespeichert, die er je nach den augenblicklichen Verhältnissen als Nutzanwendung hervorholte. Jetzt summte er das Liedchen vor sich hin: „Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!“ Eine junge Dame hüpfte die Treppe hinab und eilte auf den Theaterdiener zu.

„Herr Bollmann!“

Die Dame trug ebenfalls ein blaues Capüchon.

„Ah, ah, Fräulein Haustein!“ lallte der Alte.

„Ich bin die Haustein nicht.“

„Liebliche Schäkerin, wer sonst wohl könnten Sie sein?“

„Sophie Birnstiel ist mein Name.“

Der Alte stand wie Lots Salzsäule.

„Nicht möglich!“ murmelte er.

Die Sängerin schlug den schwarzen Schleier zurück.

„Zweifeln Sie noch, Herr Bollmann?“

„Bei meinem Barte, bei meiner armen Seele! Kann ich mich denn nicht mehr auf meine Augen verlassen? Bin ich denn ein Hahnrei des Zufalls geworden?“

„Ich begreife Sie nicht, räthselhafter Mann!“

„So sind wir in gleicher Lage, auch ich begreife mich nicht. Fräulein, eine junge Dame, ganz wie Sie gekleidet, ist in Ihrem Wagen davon gefahren.“

Sophie erschrak.

„Im blauen Capüchon?“

„Ganz, wie das Ihrige.“

„Unglücklicher, die Verwechslung ist verhängnißvoll.“

„Mag sein, aber ich habe sie nicht verschuldet. Das verwünschte Capüchon und der schwarze Schleier . . .“

„Sie haben meiner Freundin, Dorothea Haustein, den Wagen angewiesen.“

Bollmann schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn, auf der große Schweißtropfen perlten.

„Das ist dumm, erzdumm!“

„Besorgen Sie einen andern Wagen.“

„Wenn es nur so rasch ginge.“

„Es muß gehen.“

„Mein Gott, wie mache ich das möglich?“

„Säumen Sie nicht, ich muß auf der Stelle fahren. Wenn eine Hofequipage nicht zu erlangen ist, so schaffen Sie einen Miethwagen; Sie tragen die Schuld an der Verwechslung, folglich müssen Sie ausgleichen . . .“

Bollmann hatte die Hände auf den Rücken gelegt und starrte zu Boden.

„O“, murmelte er, „Sie können doch nicht in einem Miethswagen fahren!“

„Mir ist jeder Wagen recht, wenn ich nur rasch reisen kann.“

„Gönnen Sie mir eine halbe Stunde Zeit.“

„Gut, nach einer halben Stunde werde ich wieder hier sein! Mann, was haben Sie angerichtet! Wenn der Erbprinz erfährt . . .“

Der Alte zuckte heftig zusammen.

„Sie werden ein gutes Wort für mich einlegen, allergnädigstes Fräulein, denn ich habe nur aus Diensteifer gesündigt, habe in der Hitze des Gefechts die Personen verwechselt . . . O, das verwünschte Capüchon!“

„Besorgen Sie mir eine Droschke!“ rief die vor Ungeduld zitternde Sophie.

„Eine Droschke?“ lallte Bollmann.

„Ich habe noch einen Weg in der Stadt abzumachen.“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Beeilen Sie sich!“

„Sie kommen doch sicher wieder hierher?“

„Auf jeden Fall. Instruiren Sie den Kutscher, daß ich mich um Nichts zu kümmern brauche.“

„Werde Alles, Alles ausrichten.“

„Dann können wir das Schlimme, das Sie angerichtet haben, noch gut machen.“

„Aber der allergnädigste Erbprinz . . . werden Sie mich bei ihm entschuldigen, werden Sie ihm auch sagen . . .“

„Eilen Sie, ich kann sonst Nichts für Sie thun.“

Bollmann hatte die Droschke besorgt und Sophie stieg ein, nachdem sie dem Kutscher die Wohnung Dorotheas bezeichnet hatte. Der Wagen war abgefahren. Bollmann überlegte noch einige Augenblicke.

„So kann, so muß es gehen!“ flüsterte er. „Der Stallmeister des Erbprinzen wird aushelfen; er kennt den ersten Theil der Geschichte, mag er auch den zweiten erfahren. O, mit dem Alter kommt die Schwäche; ich muß mich stärken.“

Er ging in das Zimmer, leerte die Weinflasche, die er aus einem Schränkchen holte, zog seinen Pelz über die Livree und verließ das Theater.

Sophie hatte die Wohnung Dorotheas erreicht.

„Ich muß zur Nothlüge meine Zuflucht nehmen!“ dachte sie, während sie die dunklen Treppen hinanstieg. „Um den guten Herrn Haustein zu beruhigen darf ich kein Mittel verschmähen . . . ich bin frei von Schuld, ich habe die Freundin nicht veranlaßt zu reisen. Gütiger Himmel, die volle Wahrheit kann ich ja nicht sagen.“

Sie trat in das Stübchen.

Haustein saß schreibend am Tische.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte er verwundert. „Wo ist meine Tochter?“

„Ihretwegen komme ich, Herr Haustein.“

Der Greis legte bestürzt die Feder nieder.

„Mein Gott, ist Etwas geschehen?“

„Gewiß, und zwar recht Angenehmes!“ rief Sophie um den ängstlichen Vater zu beruhigen.

„Sie sind so aufgeregt . . .“

„Ich will kurz sein. Dorothea muß mit mir verreisen.“

„Wenn?“

„Diesen Abend noch.“

„Wohin?“

„Nach Frankfurt.“

„Und weshalb?“

„Wir werden gemeinschaftlich dort einige Gastrollen geben. Während ich bei Ihnen bin, packt Dorothea im Theater die Garderobe . . . nach vier oder fünf Tagen werden wir zurückgekehrt sein . . . Gehen Sie fleißig zu meinem Vater und unterhalten Sie sich mit ihm . . .“

Haustein hatte sich erhoben.

„Wie ist denn das so rasch gekommen, liebes Fräulein?“

„Wir erzählen es Ihnen nach unserer Rückkunft . . . die Theaterdirection ist in Bedrängniß, wir müssen rasch gegen ein gutes Honorar aushelfen . . . Der Wagen wartet, ich muß eilen . . . Adieu, Herr Haustein! Sie wissen

nun, woran Sie sind . . . ängstigen Sie sich wegen Dorothea nicht . . . die Freundin steht unter meinem Schutze . . . wir theilen als Schwestern, was wir verdienen . . . Ihre Genehmigung habe ich sicher vorausgesetzt . . . Wir kehren mit Ruhm und Geld beladen zurück!"

Sie küßte den Greis und eilte davon.

Haustein schüttelte das Haupt.

„Es ist mir gar nicht recht, daß Dorothea ohne mich reist", flüsterte er; „da haben wir schon wieder eine Schattenseite des Theaterlebens, flüchtig, leichtfertig . . . Das Mädchen zitterte am ganzen Körper, es kann die Zeit nicht erwarten, sich auf einer fremden Bühne zu zeigen. Auch Dorothea hat oft von Gastrollen gesprochen . . . Ach, wenn Sie den Frankfurtern nur gefällt, wenn sie sich nur nicht zu viel zugemuthet! Da muß ich wohl gute Miene zum bösen Spiele machen. Nun, das Geld können wir brauchen . . . Morgen werde ich mit Freund Birnstiel Rücksprache nehmen . . . fällt das Gastspiel gut aus, so verlassen wir im Frühjahr diese Residenz; meine Tochter soll den Lohn eines Fürsten nicht genießen, der den Schweiß seiner Unterthanen verpraßt. Vielleicht hat die Reise Gutes im Gefolge; ich werde mich fügen. Sophie ist ein braves Mädchen und wo Sophie ist, kann auch Dorothea sein. Die wenigen Tage werden schon vergehen. Ich bin wieder Junggeselle, muß selbst die Wirthschaft besorgen."

So dachte Haustein, der auf das Talent seiner Tochter große Hoffnung gesetzt hatte. Nachdem er einige Minuten

auf und ab gegangen, griff er wieder zur Feder. Die Arbeit, mit der er sich beschäftigte, war eine wichtige.

Sophie ließ sich wieder nach dem Theater fahren. Das große Gebäude lag einsam und still, als die Sängerin es erreichte, die Thüren des Portals waren geschlossen und aus den Fenstern blitzte kein Licht mehr. Die Thür die zu der Bühne führte, stand noch offen. In dem Augenblicke, als Sophie ausstieg, kam auch Bollmann zurück. Keuchend blieb er auf der Treppe stehen.

„Sind Sie es, gnädiges Fräulein?"

„Ich bin es!"

„Warten Sie noch ein Viertelstündchen, wenn ich bitten darf."

„Sie haben doch einen Wagen besorgt?"

„Es wird sogleich eine Equipage des allergnädigsten Prinzen vorfahren. Gott sei Dank, es hat sich Alles gut gemacht!"

Beide gingen in das Zimmer, das Bollmann während der Vorstellungen zu seinem Aufenthalte benutzte. Sie mußte eine halbe Stunde warten, ehe ein bequemer Reisewagen vorfuhr.

„Nun, gnädigstes Fräulein, ist es Zeit!" sagte der Theaterdiener, der nüchtern geworden zu sein schien. „Sie werden die Freundin einholen."

„Ist der Kutscher genau unterrichtet?"

„Ganz genau."

„Adieu, Herr Bollmann."

„Ich wünsche das beste Glück, mein allergnädigstes Fräulein!"

Sophie eilte hinaus und bestieg den Wagen, der rasch abfuhr.

Bollmann trocknete den Schweiß von der Stirn, indem er murmelte:

„Gott sei Dank, die Geschichte wäre wieder in Ordnung gebracht! Fräulein Haustein mag immerhin mit der Freundin zusammentreffen, es ist keine Gefahr dabei. Die Eine wird wohl die Liebesgeheimnisse der Andern kennen. Die lieben Kinder werden sich schon verständigen. O, o, war das ein Abend voll Sorgen und Strapatzen! Ich bin heute ein abgehetztes Roß, daß sich nach Ruhe und Labung sehnt; und nun will ich mich auch weidlich laben."

Er verschloß das Zimmer und ging in eine Restauration, die dem Theater gegenüber lag. Als er nach Mitternacht seine Wohnung aufsuchte, schwankte er so stark, daß er oft mit den Händen die Mauern der Häuser berühren mußte. Ein Nachtwächter, der den Hofbeamten kannte, leistete ihm den Dienst, den schwer Berauschten zu führen.

„Danke Freund!" murmelte Bollmann. „Werde Sie durch ein Freibillet für die Galerie belohnen."

Der Wächter entgegnete:

„Meine Tochter geht gern in das Theater."

„So mag Ihre Tochter mich besuchen; morgen oder übermorgen . . . Ist Ihre Tochter jung?"

„Achtzehn Jahre, Herr Bollmann!"

„Geeignetes Alter für unser Hoftheater ... Ist sie auch schön und gut gewachsen?“

„Das will ich meinen! O, meine Rosa ist ein schönes Mädchen.“

„Rosa heißt das Mädchen?“

„Ja, Herr.“

„Rosa mag zu mir kommen, ich werde sie unter meinen Schutz nehmen und ihr eine glänzende Laufbahn eröffnen. Die schöne Rosa kann Ballettänzerin werden oder Choristin, wenn sie Stimme hat. Es kommt auf eine Prüfung an ...“

„Wollte schon immer einmal mit Ihnen sprechen, Herr Bollmann, denn bei der Putzmacherei kommt Nichts heraus.“

„Ein schönes junges Mädchen kann nur bei dem Theater Glück machen! Oeffnen Sie mir die Hausthür!“

Bollmann schwankte über die Schwelle.

„Schließen Sie und behalten Sie den Schlüssel!“ stammelte er. „Sie können ihn morgen mir zurückbringen.“

„Und meine Tochter, Herr Bollmann?“

„Werde für sie sorgen — werde sorgen!“

Mit Mühe erreichte der Theaterdiener sein Zimmer.

Am folgenden Tage brachte Rosa den Hausschlüssel zurück. Bollmann fand die Tochter des Nachtwächters so hübsch, daß er sie dem Intendanten empfahl, dieser schickte sie zu dem Balletmeister, und so ward Rosa Tänzerin. Wir begegnen ihr später noch einmal in Verhältnissen, die

ihrer Jugend und Schönheit entsprechen. Der Hausschlüssel Vollmanns hatte dieser Rosa eine glänzende Carriere erschlossen. Man kann mit Recht sagen, kleine Ursachen bringen oft große Wirkungen hervor. Dasselbe gilt auch von dem Schicksale Dorotheas. Das, was Vollmann im Rausche gethan, gab ihrem Leben eine völlig veränderte Richtung.

Wir begleiten die Tochter Hausteins, die sich gemächlich in den weich gepolsterten Wagen gesetzt und den Wintermantel fest um die Schultern gezogen hatte. Nach zehn Minuten konnte sie ihre Wohnung erreicht haben; aber der Wagen hielt nicht, er rollte rasch über das Pflaster.

„Was ist denn das?" fragte sich Dorothea. „Ich müßte doch längst am Ziele sein . . . vielleicht kennt der Kutscher die Straße und das Haus nicht."

Sie wartete noch einige Minuten. Rechts und links zeigten sich die Straßenlaternen, die rasch vorüberflogen Plötzlich ward das Rollen der Räder leiser, das Pflaster mußte zu Ende sein. Die Sängerin spähte durch das Wagenfenster . . . Der Wind peitschte eine Fluth von Regen an die großen Glasscheiben, die von seidenen Gardinen geschmückt wurden. Tiefe Finsterniß lag draußen, eine Laterne ließ sich nicht mehr gewahren. Die Sängerin suchte vergebens nach Gründen, die das Räthsel der verlängerten Fahrt erklärten.

„Nein", dachte sie, „in einer Hofequipage kann mir Nichts geschehen; man hat vielleicht des schlechten Wetters wegen einen Umweg gewählt."

Es ließ sich erkennen, daß die Räder ein Straßenpflaster nicht mehr berührten; aber Sturm und Regen waren stärker geworden, man hörte das Prasseln der Tropfen an den Fenstern und auf dem Verdecke. Die Finsterniß war undurchdringlich.

„Wir sind nicht mehr in der Stadt!“ dachte Dorothea. Eine seltsame Angst befiel sie. Der Gedanke an den Vater, der sie jeden Abend ängstlich erwartete, machte sie zittern. Hastig klopfte sie an das Fenster. Der Kutscher hörte nicht. Es schien, als ob der Wagen immer rascher führe. Die Pferde keuchten und von Zeit zu Zeit hörte man das Knallen der Peitsche. Dorothea wollte das Fenster öffnen; sie kannte den Mechanismus desselben nicht... soviel sie auch rüttelte und versuchte, ihre Anstrengungen hatten keinen Erfolg.

„Ich bin verrathen“, dachte sie; „man hat mich mit List zu einer Reise gebracht, die ich freiwillig nie unternommen haben würde; das ist das Werk meiner Mutter, sie will mich entfernen, da ich ihr lästig bin. Die Frau des Ministers duldet nicht, daß ich Sängerin bin.“

Sie klopfte stärker und rief um Hülfe; keine Stimme antwortete, der Wagen rollte rasch weiter und das Tosen des Wetters dauerte fort. Plötzlich ließ sich ein Posthorn hören. Die Gefangene machte neue Anstrengungen; aber das Rasseln der Räder, das Geheul des Windes und die Fanfare des Postillons übertönten das Rufen. Die Post, die eine Laterne beleuchtete, sauste vorüber.

„Mutter, Mutter“, rief weinend Dorothea, „Du bist

hartherzig und grausam! Warum trennst Du mich von dem Vater? Wir ernähren uns, so gut wir können, und Du zerstörst das Glück, das wir uns mühsam errungen."

Ein Gefühl der Bitterkeit bemächtigte sich ihrer; sie warf sich in den Sitz zurück, schloß die Augen und nahm sich vor, Allem was kommen möge, eine eiserne Stirn zu bieten. Einmal mußte der Wagen doch anhalten. Die Ansicht, daß Frau von Nußbaum einen Streich verübe, befestigte sich immer mehr in ihr und darum fürchtete sie auch nicht, daß man ihr ein Leid zufügen werde. Die Mutter konnte doch ihr eigenes Kind nicht mißhandeln lassen oder es wohl gar einem schmählichen Ziele zuführen. Von Zeit zu Zeit versuchte sie es sich von Neuem bemerkbar zu machen; der Erfolg blieb derselbe. So saß denn die arme Entführte in dem weichen Seidenpolster der Hofequipage und dachte weinend über ihre Schicksale nach, vorzüglich aber beschäftigte sie sich mit dem Vater, dessen Angst und Pein sie sich lebhaft ausmalte. Die Reise ward indeß mit derselben Schnelligkeit fortgesetzt und auch das Wetter ließ nicht nach, die Heftigkeit desselben schien sich sogar noch zu vermehren. Unter anderen Umständen würde der fürstliche Wagen einen bequemen und gemüthlichen Aufenthalt geboten haben; so aber ward er der armen Dorothea zur Folter. Sie verfiel nach und nach in eine völlige Abspannung, die in einen unruhigen Schlaf überging. Wie lange sie in diesem Zustande verbracht, wußte sie nicht; sie fuhr plötzlich auf, denn der Wagen hielt. Als sie die Augen öffnete, war es völlig dunkel. Nun

lauschte sie. Es ließ sich unterscheiden, daß der Kutscher vom Bocke stieg. Dann hörte man einen derben Fluch, der das gräßliche Wetter verwünschte. Eine Laterne ward sichtbar, die sich dem Wagen zu bewegte.

„Ich werde warten!“ dachte Dorothea; „vielleicht erlausche ich etwas, das eine Aufklärung giebt. Ich bin zu schwach, um der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen.“

Nun blieb es einige Augenblicke still.

„Wo sind die Pferde?“ fragte eine Stimme.

Eine zweite antwortete:

„Sie kommen gleich.“

„Ist die Stube geheizt?“

„Alles besorgt.“

„Und das Nachtessen?“

„Hält meine Frau bereit.“

Jetzt hörte man die Hufschläge von mehreren Pferden, die langsam herangeführt wurden. Dorothea zog den Vorhang des Fensters zurück; sie sah, daß die Pferde gewechselt wurden; dies deutete auf eine längere Reise hin. Nun klopfte sie stark an das Fenster. Ein Lakai, der einen großen Pelz trug, öffnete.

„Sie befehlen, gnädiges Fräulein?“ fragte er höflich, fast ehrerbietig.

„Ich möchte wissen, wohin man mich führt . . .“

„Wissen Sie denn das nicht?“

„Nein.“

„Zu meinem Bedauern kann ich Ihnen das Ziel der Reise nicht nennen . . . wir haben Befehl, hier die Pferde

zu wechseln und morgen nach der Residenz zurückzukehren."

Dorothea neigte sich aus dem Wagen. Ein starker Regen, von dem Winde gepeitscht, fuhr ihr entgegen.

„Wer hat Ihnen den Befehl ertheilt?" fragte sie.

„Der Herr Stallmeister."

„O, so sprechen Sie doch!"

„Ich weiß Nichts weiter, gnädiges Fräulein."

„Wissen Sie denn, wen Sie fahren?"

„Nein!"

„Unmöglich, unmöglich!"

„Es ist so, wie ich Ihnen sage. Man hat uns die größte Eile empfohlen."

„Wo bin ich denn hier?"

„Der Wagen hält vor einem fürstlichen Forsthause."

„Und wohin fährt man mich?"

„Ich weiß es nicht, gnädiges Fräulein; mir ward der Befehl, Sie bis hierher zu begleiten und morgen früh nach der Residenz zurückzukehren. Die hier wartenden Pferde sind angespannt, die Reise wird sogleich fortgesetzt werden ... Befehlen Sie Speise und Trank ... es ist für Alles gesorgt. Fehlt Ihnen irgend etwas zu Ihrer Bequemlichkeit, so bedarf es nur eines Wortes ..."

„Fertig!" rief eine Stimme.

Die neu vorgespannten Pferde wieherten und stampften.

„Mein Gott", rief Dorothea, „bin ich denn eine Gefangene?"

„O nein", antwortete der Mann, der neben dem Wa=

gen stand; „Sie haben im Gegentheil über die Leute zu befehlen, die Sie begleiten. Erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehe, denn die vorgeschriebene Zeit der Abfahrt ist schon vorüber.“

Der Schlag ward geschlossen, die Pferde zogen an und der Wagen rollte weiter.

Dorothea ergab sich mit Geduld in ihr Schicksal; sie hoffte immer noch, daß die Mutter die Entführung eingeleitet habe und eine Mutter konnte unmöglich ihre Tochter dem Verderben preisgeben.

„Es wird schon noch Gerechtigkeit im Lande zu finden sein“, dachte die Sängerin, deren Energie noch nicht gebrochen war. „Sobald ich das Ziel erreicht habe, zeige ich dem Vater brieflich meinen Aufenthalt an und lasse ihn nachkommen. Ich bin ja in der Kunst so weit vorgeschritten, daß ich mich auf jeder Bühne zeigen kann. O, wie segne ich die Kunst, die mich unabhängig macht von einzelnen Personen . . . Ich gehöre jetzt der Oeffentlichkeit, dem Publicum an.“

Trotz den Unebenheiten des Weges rollte der Wagen rasch weiter; an den heftigen Stößen, die dann und wann erfolgten, ließ sich erkennen, daß der Kutscher eine wohl unterhaltene Kunststraße nicht gewählt hatte. Sturm und Regen dauerten fort und nicht selten rauschten die Räder des Wagens als ob sie im Wasser sich fort bewegten. Die Finsterniß ward durch Nichts unterbrochen, es zeigte sich kein Licht, kein heller Punct. Dorothea versank nach und nach in eine wirre Träumerei; sie dachte an den Vater, an

die Mutter, an Sophien und auch an Ernst von Schwarzenhorn, dem sie immer mehr Interesse abgewann. Der Neffe des Ministers war ein wirklich schöner junger Mann, der wohl ein besseres Loos verdient hätte. Und auch ihm hatte die geschiedene Frau des Pfarrers geschadet, ihm hatte sie das sonst freundliche Verhältniß zu dem Onkel zerstört; der Schlummer bemächtigte sich des jungen Mädchens, die Natur forderte unerbittlich ihre Rechte.

Plötzlich hielt der Wagen zum zweiten Male.

Dorothea erwachte. Es fiel ihr schwer an die sie umgebende Wirklichkeit zu glauben; sie mußte mit den Händen die Polster des Wagens betasten, um zu erfahren, wo sie war. Draußen begann das Geräusch, das der Wechsel der Pferde verursachte. Das Licht von mehreren Laternen zeigte sich und auch das dumpfe Murmeln von Stimmen ließ sich vernehmen. Nach einigen Minuten ward der Schlag geöffnet; helles Licht fiel in den Raum des Wagens.

„Gnädiges Fräulein", rief die Stimme einer Frau, „ich melde mich als Ihnen zur Bedienung beigegeben, Gefällt es Ihnen, so steigen Sie aus und nehmen Sie warme Getränke, die vorbereitet sind. Ziehen Sie es aber vor im Wagen zu bleiben, so werde ich die Ehre haben Sie hier zu bedienen. Das Wetter ist freilich sehr schlecht . . . die fünf Schritte bis zum Hause können Sie unter meinem Schirme gehen."

Dorothea überlegte nicht lange; es war ja möglich

daß sie hier einen Blick in das sie umgebende räthselhafte Dunkel werfen konnte.

„Ich werde aussteigen."

„Bitte, stützen Sie sich auf meinen Arm."

Die Sängerin stieg aus, ihre Füße berührten einen hart gepflasterten Boden. Die Frau, die einen kurzen Hauspelz trug, spannte rasch einen Schirm auf und führte die Reisende zu einem Hause, dessen Fenster im Erdgeschosse erhellt waren. Die Thür stand offen. Auf der großen Hausflur, die eine Laterne erleuchtete, sprangen kleffend zwei große Hunde heran. Auf den Befehl der Frau zogen sich die zottigen Thiere zurück. Dorothea ward in ein hell erleuchtetes und mild erwärmtes Zimmer geführt, in dessen Mitte ein reich besetzter Tisch stand. Die Frau, die sich als Wirthin zeigte, nahm der Reisenden Mantel und Capüchon ab. Dorothea erschien nun in einem schlichten Thibetkleide, das ihren schönen, eleganten Wuchs völlig erkennen ließ. Erstaunt betrachtete die Frau die reizende Mädchengestalt. Aber auch Dorothea war erstaunt, denn sie sah eine hübsche Frau von vielleicht dreißig Jahren, die gewandt und graziös die Honneurs machte.

„Nehmen Sie Platz und wählen Sie von den Speisen, gnädiges Fräulein . . . ich habe sie so gut, als es hier möglich ist, zubereiten lassen. Hier ist eine warme Suppe . . ."

Geschäftig holte die Frau eine Terrine aus dem Ofen, setzte sie auf den Tisch und füllte den Teller. Dorothea hatte kaum Zeit die üblichen Phrasen auszusprechen; sie mußte der freundlichen Gewalt der redseligen Wirthin

weichen und da sie auch einen leichten Frost verspürte, von der schmackhaften Suppe genießen. Die Hausfrau, eine Blondine mit lebhaft glänzenden Augen und schlank, fast zierlich gewachsen, trug ein Kleid von schwarzer Seide. eine schwere Goldkette, an der eine moderne Damenuhr befestigt war, lag nachlässig auf ihren Schultern. Man erkannte auf den ersten Blick, daß diese Frau Toilette zu machen verstand. Ihr Haar war nach der neuesten Mode coiffirt und ihr Benehmen war das einer Dame, die sich in guten Gesellschaften zu bewegen wußte. Sie sprach correct und in gewählten Ausdrücken, ohne geziert zu erscheinen. Dabei war ihr Benehmen einschmeichelnd, rasch Vertrauen erweckend, wenn auch ihr Lächeln einen vornehmen Anflug hatte.

Dorothea hatte sich gestärkt.

„Speisen Sie nicht mit mir, Madame?"

„Verzeihung, ich bin nur zu Ihrer Bedienung da."

„Und wer hat Sie dazu auserkoren?"

„Diese Frage setzt mich in Erstaunen."

„Ich leugne nicht, daß ich ein wenig mißtrauisch bin."

Die Frau lächelte.

„Sie haben Recht, gnädiges Fräulein; man kann in der Wahl der vertrauten Bedienung nicht vorsichtig genug verfahren. Sie dürfen nur von treuen und verschwiegenen Personen umgeben sein, das begreife ich jetzt schon. Hätte ich nicht bereits andere Gründe, mich Ihnen ganz zu widmen, der erste Eindruck, den Ihr Erscheinen hervorgebracht, würde mich allein dazu bestimmen. Mein Bruder ist ein

Beamter in der Residenz, von ihm erhielt ich die Weisung, die junge Dame, die eine Hofequipage bringen würde, wie eine Prinzessin aufzunehmen, ihr die sorgfältigste Pflege zu widmen und sie nach dem drei Meilen entfernten fürstlichen Jagdschlosse zu begleiten, wo ich weitere Instructionen erhalten solle. Sie sehen mich bereit, Ihnen zu nützen und zu dienen."

„Wie?" fragte Dorothea erstaunt, „Sie werden mich begleiten?"

Ich halte es für eine Ehre und ein Glück."

„Hat man Ihnen meinen Stand und meinen Namen genannt?"

„Dessen bedarf es nicht."

Die Hausfrau bot der Reisenden von dem Geflügel an, das eine Magd gebracht hatte. Dann füllte sie das Glas mit Wein. Dorothea beschloß, die neue Bedienung zu beobachten, statt zu fragen und erst am Ziele der Reise energische Schritte zur völligen Erklärung der Dinge zu unternehmen; sie begriff, daß eine augenblickliche Rückkehr nach der Residenz ebenso unmöglich sei, als das Verbleiben in diesem Hause, das dem Anscheine nach einsam im Walde lag.

„Wie nenne ich denn meine freundliche Begleiterin?" fragte sie nach einer Pause.

„Ich bin Witwe und heiße Julie Rode."

Die Witwe verneigte sich sehr tief.

„Und in diesem Hause wohnen Sie?"

„Ja, gnädiges Fräulein."

„Allein?"

„Mit meinem Vater, dessen Nachtruhe ich nicht unterbrechen möchte, da sein hohes Alter große Rücksicht erfordert. Befehlen Sie, gnädiges Fräulein, irgend Etwas...?"

„Ich danke!"

Eine Uhr in dem Nebenzimmer schlug Zwei.

„Schon?" rief die Witwe wie erschreckt. „Wie rasch ist denn die Zeit verflossen! Wenn wir um die bestimmte Stunde am Ziele sein wollen, müssen wir uns zur Reise anschicken."

Das war der Sängerin recht.

„Ich bin bereit, Madame."

„Sie können in dem bequemen Wagen eben so gut ruhen als hier."

Madame Rode zog eine Glocke.

Die Magd trat ein.

„Nimm die Laterne", befahl die Herrin, die sich in einen Pelzmantel hüllte; „dann leuchte voran. Wenn es noch regnet, sorge für einen Schirm."

Nachdem die Magd sich entfernt hatte, bediente die Witwe ihre junge Herrin. Dorothea hatte Capüchon und Mantel angelegt.

„Warum betrachten Sie mich so ernst, Madame Rode?" fragte sie mit einer Anwandlung von Besorgniß.

„Verzeihung, ich bin nicht ernst, ich bewundere nur..."

„Was?"

„Ihre Schönheit, gnädiges Fräulein, die völlig der Be-

schreibung entspricht . . . wahrlich, mein Bruder hat nicht übertrieben!"

Diese Schmeichelei trieb der bescheidenen Dorothea das Blut in die Wangen; sie zog rasch den Schleier über das Gesicht und rief hastig:

„Gehen wir!"

Beide verließen das Zimmer und das Haus. Die Magd, die draußen wartete, leuchtete voran. Dorothea bestieg zuerst den Wagen, die Witwe folgte. Nun erschien die Gestalt eines Mannes, die den Schlag schloß.

„Fertig", rief er laut.

Man hörte die Peitsche des Kutschers knallen, die Pferde zogen an und der Wagen rollte rasch weiter.

Die beiden Reisenden saßen in dem dunklen Wagen einander gegenüber; Frau Rode hatte respectvoll der Herrin gegenüber Platz genommen. Dorothea unterdrückte das Verlangen, eine Unterhaltung anzuknüpfen, sie warf sich in das Seidenpolster und überließ sich ihren Gedanken. Die Annahme, daß die Mutter einen Streich ausführe, um die Tochter von der Bühne und aus der Residenz zu entfernen steigerte sich zur Gewißheit, je länger Dorothea darüber nachsann. Wer sonst konnte wohl ein so lebhaftes Interesse an ihr nehmen, daß diese kostspieligen und umfassenden Reisevorbereitungen getroffen wurden? Nur die stolze, ehrgeizige Ministerin. Bollmann, diese feile Creatur, war bestochen und hatte die Hand zu der List geboten. So schloß Dorothea und schöpfte aus diesem Schlusse Beruhigung. Madame Rode verhielt sich

ruhig; nach einiger Zeit verrieth eine starke Respiration, daß sie sich dem Schlafe überlassen hatte. Der Wagen rollte ohne Unterbrechung weiter; von Zeit zu Zeit fuhr er langsamer, dann ließ sich bemerken, daß die Räder tief in den aufgeweichten Boden einschnitten. Nach einer Stunde erwachte Frau Rode.

„Gnädiges Fräulein!" rief sie.

Der ihr beigelegte Titel paßte Dorothea zwar nicht so recht, aber sie widersprach nicht, da sie die Tochter einer Ministerin war.

„Verzeihen Sie, der Schlaf übermannte mich", fuhr die Begleiterin fort; „ich erkenne, daß es unschicklich ist, in Ihrer Gegenwart zu schlafen."

„Lassen Sie doch!" antwortete die Sängerin.

„Nein, es wird nicht wieder geschehen."

„Auch ich habe ja ein wenig geschlummert."

„Das beruhigt mich; es ist meine Pflicht, Ihnen Unterhaltung zu gewähren. Wir müssen übrigens bald am Ziele sein, da ich annehmen darf, daß wir lange und rasch gefahren sind."

In diesem Augenblicke stand der Wagen still. Man hörte, daß der Wind rauschte und der Regen an die Fenster schlug. Von der Nähe eines Wohnplatzes ließ sich Nichts gewahren.

„Was ist das?" fragte Dorothea.

„Ich weiß es nicht."

„Draußen entspinnt sich ein Gespräch."

Die Reisenden lauschten; der Kutscher antwortete auf

Fragen, die eine rauhe Stimme an ihn richtete. Der Wind und das Plätschern des Regens verhinderten, daß sich die einzelnen Worte unterscheiden ließen.

„Unerklärlich!" meinte die Begleiterin.

Jetzt ertönten Hufschläge in der Nähe des Wagens. Deutlich ließ sich erkennen, daß Reiter angekommen waren und daß diese Säbel trugen. Frau Rode lehnte sich bald rechts, bald links an das Fenster; aber ihre Blicke konnten die schwarze Finsterniß nicht durchdringen, die wie ein Mantel alle Gegenstände einhüllte. Die Reiter schienen den Wagen zu umkreisen, als ob sie ihn untersuchten.

„Ich begreife nicht, daß man eine Hofequipage anhalten kann!" flüsterte die Frau.

Dorothea war ängstlich geworden.

„Fragen Sie doch!" rief sie leise.

Die Gesellschafterin wollte das Fenster öffnen.

„Vorwärts!" befahl die Stimme eines Mannes, der sich dicht neben dem Wagen befand.

Der Kutscher rief einige Worte zurück, die man im Wagen nicht verstehen konnte.

„Ich verantworte Alles!" rief der Reiter. „Treibe die Pferde tüchtig an . . . vorwärts!"

Die Räder knirschten und fort ging es mit einer Schnelligkeit, als ob man dem Kutscher Gewalt angethan hätte.

„Mein Gott", rief Dorothea, „wie werden sich diese räthselhaften Ereignisse aufklären!"

„Ich hoffe das Beste, gnädiges Fräulein; man sorgt für Ihre Sicherheit und Bequemlichkeit, das ist Alles.

Wäre ich selbst genau unterrichtet, so könnte ich meine Schlüsse ziehen . . . Aber fürchten Sie Nichts, von Unannehmlichkeiten kann die Rede gar nicht sein."

„Was wissen Sie denn eigentlich?"

„Nur so viel, daß ich die junge Dame, die in einer Hofequipage ankommt, nach dem fürstlichen Jagdschlosse begleiten und sie dort für einige Zeit bedienen solle."

„Nichts weiter?"

„Ich würde Ihnen wahrlich mehr sagen, wenn ich mehr wüßte; aber Sie, Fräulein, Sie werden doch den Zweck Ihrer Reise kennen . . ."

Dies war eine verfängliche Frage. Dorothea, die immer noch an einen Streich der Mutter glaubte, wollte ihre Familienverhältnisse nicht preisgeben, darum schwieg sie. Nach langer Pause fragte sie:

„Steht Ihr Bruder, von dem Sie Auftrag erhalten haben, mich zu begleiten, zu dem Minister von Nußbaum in Beziehung?"

Madame Rode antwortete zögernd:

„Es ist möglich, da seine Stellung eine geachtete ist; behaupten kann ich es nicht."

Das Gespräch stockte wieder. Es schien, als ob die Witwe doch nicht Alles mittheilen wollte, was sie wußte. Warum nannte sie den Namen und den Stand des Bruders nicht? Sie mußte doch geheime Instructionen erhalten haben, denen sie gewissenhaft nachkam. Dorothea bekämpfte die sich mehrende Besorgniß, sie suchte sich fortwährend durch den Gedanken zu beruhigen: eine Mutter

kann ihr Kind nicht verderben und ein Attentat auf das Leben eines Menschen kann in einem wohlgeordneten Staate nicht verübt werden, ohne daß es zur Kenntniß der Behörden gelangt. Die Stunden der Ungewißheit mußten vorübergehen und dann wollte die Entführte ihre ganze Energie zeigen und sich entweder durch List oder Gewalt der ihr gelegten Schlinge entziehen. Hätte die Angst um den Vater sie nicht gequält, der vielen Leuten ein Dorn im Auge war, sie würde die Reise als ein interessantes Abenteuer betrachtet haben. An Muth, ihre Ehre und Sicherheit zu vertheidigen, fehlte es der Sängerin nicht, die ihren Stolz darin suchte, durch eigene Kraft die Mittel zu einer anständigen Existenz zu schaffen. Nach und nach empfand sie eine Regung, die dem Trotze nicht unähnlich war; die Liebe zu der Mutter hatte sich längst in Gleichgiltigkeit verwandelt . . . jetzt erwachte der erste Haß gegen die kalte herrschsüchtige Frau. Aber die Liebe der Tochter zu dem verfolgten Vater ward durch die eingetretene Trennung gestärkt und Dorothea gelobte sich im Stillen, treu und ergeben an dem alten Manne zu hangen, der, ein Opfer seiner Ueberzeugung, so schmählich verrathen und verlassen war.

Nach ungefähr einer Stunde verrieth das Rasseln der Räder, daß man auf einem geebneten Wege fuhr, aber auch Hufschläge ließen sich neben dem Wagen vernehmen, ein Beweis, daß die Reiter gefolgt waren. Dieser Umstand schien Frau Rode zu beunruhigen; sie spähte bald rechts, bald links durch das Fenster und versuchte es zu öffnen.

„Wo sind wir?“ fragte Dorothea.

„Ich weiß es nicht.“

Der Ton, in dem die Witwe antwortete, bekundete wenig Muth.

„Ist Ihnen diese Gegend fremd, Madame?“

„Bei Tage würde ich mich vielleicht orientiren können.“

Sie legte sich seufzend in das Kissen zurück.

Ein starker Stoß erschütterte den Wagen.

„Heiliger Gott!“ rief Dorothea.

Die Witwe stieß einen leisen Schrei aus; sie wollte das Fenster öffnen, ihr Bemühen blieb vergebens. In demselben Augenblicke senkte sich der Wagen so tief nach rechts, daß er umzustürzen drohte. Die Peitsche des Kutschers knallte, ein starkes Rufen ließ sich hören ... durch einen gewaltsamen Ruck ward der Wagen wieder ins Gleichgewicht gebracht, er lief bergab. Aber nun hörte man das dumpfe Rauschen des Wassers, das Keuchen der Pferde und das Heulen des Windes. Der Weg führte, dies ließ sich nicht verkennen, durch einen Fluß. Rechts und links vom Wagen hörte man die Reiter, die dem Kutscher die Richtung andeuteten, sie commandirten wie Soldaten. Die Situation der beiden Frauen war eine höchst unerquickliche, sie konnten Nichts unternehmen, um eine Aenderung herbeizuführen. Jenes unheimliche Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, das die Unsicherheit des Wassers gewährt. Immer schwerer und langsamer bewegten sich die Räder, das Rauschen, das anfangs sich unten vernehmen ließ, umtobte schon den Schlag. Man mußte

fürchten, daß der Strom in das Coupé drang. Plötzlich stand der Wagen still.

„Vorwärts, vorwärts!“ befahl ein Reiter.

Die Stimme des Kutschers antwortete:

„Es geht nicht, Herr!“

„Warum nicht?“

„Es kommt wie ich gefürchtet habe, der angeschwollene Fluß ist zu tief.“

„Zurück können wir nicht, also vorwärts!“

Der Reiter links stieß einen derben Fluch aus.

„Der Strom wirft den Wagen um!“ rief der Kutscher.

Und wirklich, die Frauen verspürten ein Schwanken als ob die Equipage gehoben würde.

„Man beabsichtigt meinen Tod!“ rief Dorothea.

„Wie gräßlich!“ schluchzte die Witwe.

Ein stärkeres Schwanken des Wagens machte sich bemerkbar. Dorothea brach in lautes Weinen aus.

„Mein Vater, mein armer Vater!“ schluchzte sie.

Die Witwe hatte ihr Gesicht in die weichen Polster gelegt, sie wollte weder sehen noch hören.

„Mutter“, flüsterte Dorothea, „wenn dies Dein Werk ist, so ladest Du Dir ein Verbrechen auf die Seele, das Du vor Gott und den Menschen nicht verantworten kannst!“

Sie wollte das Fenster zertrümmern und Hülfe rufen.

Der Kutscher rief:

„Kehren wir um!“

„Nein!“ antworteten die beiden Reiter zugleich.

„Dann sind wir verloren!“

„Vorwärts, die Pferde werden schwimmen.“

„Aber der Wagen wird umschlagen.“

„Wir müssen hinüber, es mag biegen oder brechen. Fahre rasch, in zwei Minuten werden wir am Ufer sein.“

„Noch einmal, Herr, „ich kenne das Flußbett . . . die tiefen Stellen kommen erst.“

„Durch Deine Feigheit mehrst Du die Gefahr. An Umkehr ist nicht zu denken!“

„Ich zerschneide die Stränge!“ rief der Kutscher.

„Dann zerschmettere ich Dir den Kopf, Schuft! Gehorche und fahre zu!“

„Ins Teufels Namen denn! Sie haben es zu verantworten, wenn ein Unglück geschieht.“

„So werden wir es verantworten!“

Schreien ließ sich vernehmen und Schläge, die die Pferde trafen. Der Wagen bewegte sich, umtobt von dem Wasser, dessen Strömung mit jedem Augenblick stärker ward. Dorothea lag zitternd auf dem Sitze, sie war sich kaum noch ihrer Umgebung bewußt. Madame Rode weinte und betete, dann und wann sprach sie von Verrätherei und meinte, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, da der Weg nach dem Jagdschlosse von einem Flusse nicht durchschnitten würde. Es schien wirklich Gefahr vorhanden zu sein, denn das Schreien der Begleiter ließ nicht nach und der Wagen, dessen Räder den Boden nicht mehr berührten, schwankte wie ein Kahn, der der andrängenden

Fluth gewaltsam Widerstand leistet. Plötzlich senkte sich die Equipage tief nach der linken Seite. Die beiden Frauen stießen zugleich einen durchdringenden Schrei aus. Das Wasser schlug brausend an das geschlossene Fenster.

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!" jammerte die Witwe.

„Vater, armer Vater!" rief weinend die Sängerin. „Mutter, wie kannst Du so grausam an Deinem Kinde handeln!"

Der Wagen wandte sich nach der entgegengesetzten Seite, gezogen von den Pferden, die kräftig durch den Strom schwammen. Die Witwe klammerte sich an Dorothea, als ob sie von dieser Rettung erwartete.

„Wir sind verloren!" stöhnte sie. „Man will Ihren Tod, und ich muß mit Ihnen untergehen."

Krampfhaft drückte sie das junge Mädchen an sich. Die Situation war eine schreckliche . . . Tiefe Dunkelheit hüllte die armen Frauen ein, während sie dem brausenden Strome preisgegeben waren. Pfeifend zog der Wind über das Verdeck hin und das Schreien und Rufen der Männer ward ununterbrochen fortgesetzt. Die Befürchtungen des Kutschers schienen eintreffen zu sollen.

„Mein Gott, mein Gott!" schrie die Witwe. „Das Wasser dringt in den Wagen."

Dorothea fühlte, daß ihre Füße feucht wurden. Sie betrat rasch den Sitz und zog die Witwe nach sich, die ohnmächtig geworden zu sein schien, denn sie regte sich nicht mehr. So mußte das junge Mädchen qualvolle Minuten verbringen, denn ein Umsturz des Wagens war

mehr als wahrscheinlich. Aber nach und nach fanden die Räder wieder Boden, die Männer draußen riefen den Pferden nicht mehr zu und der Wagen nahm eine feste Haltung an. Das Geräusch der Räder, die das Wasser durchschnitten, ward schwächer, bis man endlich das Kreischen im Sande hörte.

„Habe Dank, mein Gott, habe Dank!" rief Dorothea.

Die Witwe regte sich.

„Wo sind wir?"

Der Wagen fuhr rasch einen Hügel hinan. Dann hielt er, die erschöpften Pferde mußten Ruhe haben. Man hörte, daß der Kutscher abstieg.

„Ich hätte nicht geglaubt", rief er, „daß wir das Ufer erreichen würden. Ach, wie sehen meine armen Pferde aus . . . Da stehen sie wie gelähmt."

Jetzt ward die Thür des Wagens geöffnet. Ein Mann von militairischem Aussehen ward sichtbar; er trug eine Mütze und einen Mantel. Die Züge seines Gesichts ließen sich in der Finsterniß nicht erkennen.

„Meine Damen", begann er, „wir haben Ihnen einen kleinen Schreck bereiten müssen! Die Nothwendigkeit zwang uns den Weg durch den Fluß zu wählen . . . Sie befinden sich doch wohl?"

Frau Rode hatte völlig die Besinnung wieder erlangt.

„Mein Herr", rief sie, „wer sind Sie? Wer giebt Ihnen das Recht, gewaltsam unsere Reiseroute zu ändern? Respectiren Sie den fürstlichen Wagen . . . oder wissen Sie vielleicht nicht . . ."

„Beruhigen Sie sich, meine Beste, ich weiß Alles, und vorzüglich das, was ich thue.“

„Sie haben Gewalt angewendet.“

„Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt.“

„Ich werde höchsten Orts Klage erheben.“

„Das steht Ihnen frei.“

„Unser Leben schwebte in Gefahr . . .“

„Ich wußte, daß der Fluß an dieser Stelle zu passiren sei . . . wir sind auf festem Boden, sprechen wir nicht weiter davon.“

„Sie werden dem Kutscher die Freiheit geben, daß er uns an das bestimmte Ziel bringe.“

„Verzeihung, wenn ich diesem Wunsche nicht genügen kann, denn ich habe meine gemessenen Befehle. Sie sind, wenn ich nicht irre, Madame Rode?“

„Ja!“

„Und Ihre Begleiterin ist Fräulein Sophie Birnstiel?“

„Mein Herr! Mein Herr!“ rief die Witwe.

Jetzt näherte sich Dorothea dem offenen Schlage.

„Sie irren“, antwortete sie hastig; „ich bin nicht Sophie Birnstiel, ich bin Dorothea Haustein, die vor dem Theater in den Hofwagen gestiegen ist, um sich nach der Wohnung fahren zu lassen. Es waltet ein Irrthum ob!“

„Sie täuschen mich nicht, Fräulein Birnstiel; ersparen Sie sich die Mühe . . .“

„Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß ich nicht Die bin, welche Sie vermuthen.“

„Legitimiren Sie sich an geeigneter Stelle, ich komme

mit eiserner Pünctlichkeit dem mir gewordenen Befehle nach."

Der Schlag des Wagens ward heftig geschlossen. Ein Geräusch deutete an, daß der Reiter sein Roß bestieg und zu dem Kutscher sprengte. Zwischen den Männern fand ein kurzes Gespräch statt, aus dem sich erkennen ließ, daß dem Kutscher Weisungen ertheilt wurden. Anfangs fuhr der Wagen langsam, die Räder sanken tief in den eingeweichten Boden ein; nach und nach aber setzten sich die Pferde in Trab und die Reise ging mit regelmäßiger Schnelligkeit von statten.

„Mein Gott", dachte Dorothea, „also der armen Sophie gelten diese Maßregeln und meine Mutter hat nicht Theil an dieser Entführung, die ohne Zweifel dem Erbprinzen die Geliebte entrücken soll. Jetzt zeigen sich die Folgen, die ich vorausgesehen habe . . . arme Sophie, die Du so fest vertrautest, man bereitet Dir eine gräßliche Täuschung! Der Schleier fängt schon an sich zu lüften; es wird mir wohl gelingen, ihn völlig zu zerreißen."

Die Witwe machte ihrem Unmuthe durch heftige Worte Luft; sie sprach von Betrug und ernsten Reclamationen, die sie erheben wollte. Dazwischen nannte sie ihren Bruder einen leichtsinnigen Menschen, einen Dummkopf, der sich wie ein Knabe überlisten ließe. Dorothea hatte nun das Vertrauen zu ihrer Begleiterin verloren, sie nahm sich vor, diese Frau keines Wortes mehr zu würdigen. Mit Tagesanbruch, der nicht mehr fern sein konnte, hoffte sie völlige Lösung des Räthsels.

Plötzlich fuhr die Witwe auf.

„Sie sind die Dame nicht, die der Gensdarm vermuthet?"

„Ich bin es nicht."

„Also wollten Sie uns täuschen!"

„Man hat mich getäuscht, Madame, und ich glaube, Sie haben die Hand dazu geboten."

„Gedulden Sie sich, wir werden bald sehen, von wem der Betrug ausgeht."

Dorothea hatte nicht Lust mehr, sich mit der seltsamen Begleiterin zu unterhalten; sie war so abgespannt, daß sie sich in das Polster zurückwarf, die Augen schloß und im Vertrauen auf ihre Schuldlosigkeit, denn sie war sich keines Fehls, nicht einmal eines leichtsinnig begangenen Streichs bewußt, dem gerechten Himmel die Entwicklung ihrer Angelegenheit überließ. Der Wagen rollte indeß rasch weiter. Von Zeit zu Zeit streiften Baumzweige das Verdeck, ein Beweis, daß die Reise auf einem eben nicht sehr gangbaren Waldwege fortgesetzt ward. Jemehr der Morgen sich näherte, je kälter ward es. Dorothea hüllte sich fester in ihren Mantel, ein Frost durchschüttelte sie. Die Witwe schlief wieder, sie hatte, allen Respect vergessend, den ganzen Sitz eingenommen und athmete so laut, daß es Dorothea lästig geworden wäre, wenn diese nicht bald in einen Halbschlummer versunken, der sie der Wirklichkeit entrückte. Wir überlassen die beiden Reisenden ihrem Schicksal und wenden uns zu Sophie Birnstiel, die, wie wir wissen, einen zweiten Hofwagen bestiegen hatte, um der vorange-

eilten Freundin zu folgen. Sophie war nicht unvorbereitet, sie kannte den Plan und hatte gern eingewilligt, die Reise zu unternehmen. Der Wagen, der die Freundin trug, hatte einen Vorsprung von einer Stunde. Als Sophie die erste Station erreichte fand sie frische Pferde nicht vor; der Kutscher, der genaue Instructionen erhalten hatte, fütterte und tränkte die ermüdeten Thiere und fuhr dann weiter. Ebenso ging es auf der zweiten Station, wo man der Reisenden sagte, daß Frau Rode sich der jungen Dame angeschlossen habe, die sich in dem Wagen befunden.

„Es geht Alles gut!“ dachte die Sängerin. „Durch das Mißverständniß oder richtiger durch den Streich, den Bollmann im Rausche ausgeführt, wird mir der Vortheil, daß die gute Dorothea Zeugin meines Glücks ist.“

Sie empfahl dem Kutscher Eile und versprach ihm ein reiches Geschenk, wenn er sie rasch und wohlbehalten an das Ziel brächte.

„Es wird schon gehen“, meinte der Kutscher, ein gutmüthiger Bursche; „ich habe die besten Pferde aus dem Stalle genommen und kann mit Tagesanbruch das Schloß erreichen.“

Und so geschah es auch. Der Wagen blieb stets auf einem festen Wege, er passirte weder einen Fluß noch sonst eine schwierige Stelle, die Gefahr bringen konnte. Im Osten glühte das erste Morgenroth, als die Hofequipage vor einem verschlossenen Thore hielt.

„Endlich! endlich!“ rief Sophie, die aus einem sanften Schlummer erwachte.

Sie sah durch das Fenster. Eine hohe Mauer zeigte sich, über die hinweg die schwarzen Zweige hoher Bäume ragten. Der kalte Morgenwind schüttelte diese Zweige. Nachdem der Kutscher mit der Peitsche geknallt hatte, öffnete sich knarrend das Thor. Der Wagen fuhr durch ein Gewölbe in den geräumigen mit Quadersteinen gepflasterten Hof und hielt vor einer großen Freitreppe, die zu einem stattlichen Schlosse führte. Ein alter Diener öffnete den Schlag. Sophie sprang zu Boden und eilte, ohne sich umzublicken, die Stufen der Treppe hinan. Auf der geräumigen Hausflur, die mit Hirschgeweihen geschmückt war, blieb sie stehen.

„Haben Sie die Gnade, hier einzutreten!“ sagte ehrfurchtsvoll der Diener, der ihr gefolgt war.

Er öffnete eine hohe Flügelthür.

Sophie ging durch ein Vorzimmer in ein gothisch eingerichtetes Gemach; eine angenehme Wärme quoll ihr entgegen.

Der Diener wollte sich entfernen.

„Warten Sie!“

„Befehlen Sie, gnädiges Fräulein!

„Ist nicht bereits ein Wagen angekommen?“

„Wann?“

„Vor einer Stunde oder früher.

„Nein!“

„Es ist nicht möglich!“

„Wir erwarten Sie seit sieben Uhr . . .“

„Sie haben auch nicht eine junge Dame empfangen?“

„Wir sind nur auf Ihre Ankunft vorbereitet, gnädiges Fräulein. Dieses Zimmer soll auf Befehl Sr. Hoheit Sie zunächst empfangen . . . die Einrichtung anderer Appartements wird bis zum Mittag vollendet sein. Gestatten Sie mir, daß ich Ihrer Hoheit melde . . .“

„Gehen Sie rasch, rasch; ich muß Gewißheit haben!“

Der Diener ging.

Sophie warf Mantel und Capüchon ab und ließ sich auf einen Sessel nieder, der in der Nähe des Kamins stand. Hinter dem Gitter des Kamins prasselte ein großes Feuer.

Sophie prüfte das Gemach; es glich einer Kapelle. Gothische Spitzbogen aus geschnitztem braunen Holze bildeten die Decke. Das Wandgetäfel bestand ebenfalls aus kunstvollem Schnitzwerke. Die Möbel entsprachen diesem Baustyle, der einen gemüthlichen Eindruck ausübte. Die drei Fenster mit ihren hellen runden Glasscheiben wurden zur Hälfte von dunklen Seidengardinen bedeckt. Auf dem Fußboden lag ein schwerer Teppich. Gefäße von antiker Form standen auf den Simsen, die sich durch das ganze Gemach an den Wänden hinzogen. Von der Decke herab hing an eiserner Kette eine Bronceampel. Das Morgenroth warf einen magischen Schein in diesen Raum, den die glücklichste Laune eines Herrschers erschaffen zu haben schien. Die Sängerin hatte kaum zehn Minuten Zeit, sich an diesen Herrlichkeiten zu weiden. Da trat

plötzlich ein junger Mann in gewöhnlichen Civilkleidern ein.

„Sophie!" rief er, die Arme ausbreitend.

„Adolar!" rief die Künstlerin.

Und sie lag an der Brust des Erbprinzen, der sie innig umschlang und leidenschaftlich ihre Augen, ihre Wangen und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Es dauerte lange, ehe der Sturm der ersten Begrüßung sich legte. Die Liebenden saßen auf einer Art Ottomane, die neben dem Kamin an der Wand stand. Der Prinz glühte und zitterte vor Erregung, er konnte nicht genug das reizende Mädchen anblicken, das seine Zärtlichkeiten annahm und erwiederte.

„Ich habe eine qualvolle Nacht verbracht!" rief er „Nun aber ist Alles gut, wir sind beisammen und werden uns nie wieder trennen."

„Warum qualvoll!" fragte Sophie zärtlich.

„Weil ich fürchtete, Du könntest nicht ankommen. Mir war immer als ob Du bereuen würdest, mir das Versprechen gegeben zu haben . . ."

„Adolar!"

„Auch lag die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Dein Vater dazwischen trat."

Sie neigte ihr Köpfchen an seine Brust.

„Weißt Du denn nicht", flüsterte sie, „daß wahre Liebe alle Hindernisse beseitigt, die sich ihrem Ziele entgegenstellen? Als ich Deinen Brief gelesen hatte, war mein Entschluß auch schon gefaßt."

„Sophie, herrliche Sophie!“

„Ich habe selbst den Vater getäuscht, um seine Mahnungen nicht zu hören, denn er ist das Mißtrauen selbst Wenn ich als Deine Gattin zurückkehre und ihm sage: Vater, Adolar hat seine Liebe besiegelt, indem er den Bund unserer Herzen durch die Kirche weihen ließ . . . dann wird er keine Bedenken mehr erheben können, er wird uns seinen Segen ertheilen und sich des Glücks freuen, das ich an Deiner Seite finde. Freilich habe ich nicht ohne Zagen an die Stellung gedacht, die Du Deinen hohen Verwandten gegenüber einnimmst . . .“

„Dieser Gedanke soll Dir keine Sorgen bereiten; ich weiß, was ich thue und verantworte es. Das Schlimmste, was mich treffen kann, ist der Verlust der Fürstenkrone . . .“

„Und dieses Opfer willst Du mir bringen?“

„Ohne Bedenken, mit leichtem Herzen!“ rief Adolar rasch und begeistert.

„Es ist zu viel!“ flüsterte sie erglühend.

„Sophie, ich kenne nur ein Glück auf dieser Erde: mit Dir zu leben in einem einsamen Schlosse, mich ganz der Liebe zu Dir hinzugeben, Deine Worte und Deinen Gesang zu hören, jeden Deiner Wünsche zu erfüllen, ehe Du ihn aussprichst, und Dich, meine heißgeliebte Gattin, auf den Händen zu tragen. Mögen sie in der Residenz auf ihre Weise glücklich sein . . . ich sehne mich nicht nach Glanz, Pracht und geräuschvollen Freuden; ich will nur Dein Gatte sein!“

Er zog sie an sich und küßte sie von Neuem.

„Adolar!“

„Sophie!“

Ihre Lippen preßten sich auf einander, sie sprachen minutenlang kein Wort.

„Mein Gott!“ rief plötzlich der Prinz.

„Was hast Du?“

„Ich vergesse das Frühstück.“

„Bleibe noch, Adolar!“

„Wer die kalte Winternacht in einem Wagen verbracht hat, bedarf der Stärkung. O verzeihe meiner Liebe, die Alles vergaß. Wir werden bei Tische das Gespräch fortsetzen.“

Der Prinz zog die Glocke.

Der alte Diener erschien.

„Philipp, wie steht es mit dem Frühstück?“

„Es ist bereit, Hoheit mag nur befehlen . . .“

„Servire, Freund, servire! Und Dir soll der Vorzug werden, meine Braut zu bedienen.“

Der Prinz deutete auf die hoch erröthende Sophie.

„Ich werde diese Ehre zu schätzen wissen“, antwortete Philipp, der sich tief verneigte.

Adolar fügte hinzu:

„Der brave Philipp ist mir treu ergeben gewesen als ich noch ein Knabe war; er hat mir sogar das Leben gerettet!“

Philipp küßte erfurchtsvoll die Hand der Braut seines Herrn.

Sophie brach in Thränen aus.

„Diese Auszeichnung verdiene ich nicht!“ flüsterte sie.

Adolar schloß ihr den Mund durch einen Kuß.

„Voran, Philipp!“ rief er dann. Führe uns in das Frühstückszimmer!“

Philipp schritt gravitätisch voran, die jungen Leute folgten Arm in Arm. Der kleine Zug bewegte sich über die Hausflur in den entgegengesetzten Flügel des alten eben nicht weitläufigen, aber comfortable eingerichteten Jagdschlosses. Ein reizendes Zimmer nahm sie auf. Möbel und Ausstattung desselben waren nach dem neuesten Geschmack. An den dunkelblau tapezirten Wänden hingen große und kleine Oelgemälde, Jagdstücke, von guten Meistern geschaffen. Statt des Kamins sah man einen eleganten Eisenofen, dem eine behagliche Wärme entströmte. Die Fenster, von weißen Vorhängen geschmückt, hatten große glänzende Spiegelscheiben. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der schön gemalten Decke herab. Zwischen den beiden venetianischen Spiegeln befand sich eine große Pendule, deren klingende Schläge durch das ganze Gemach tönten. Sopha, Stühle, Tische und Secretaire waren Meisterstücke von schwerem Mahagoniholze. Adolar zog die Braut an das Fenster. Lächelnd deutete er auf die Aussicht, die sich von hier aus bot. Sophie stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, denn einen ähnlichen Anblick hatte sie nie gehabt. Dicht unter dem Jagdschlosse öffnete sich ein Abgrund, dessen Boden das Auge nicht erreichen konnte; kahle schwarze Felsriffe stiegen aus der

Tiefe empor. Jenseits des Schlundes, der die Hälfte des Schlosses umgab, stand ein düsterer Tannenforst und hinter demselben erhob sich in niedern Abstufungen die Bergkette, die in einer Entfernung von einer halben Stunde die Landschaft durchschnitt. Aus dem Forste ergoß sich ein Waldbach, der sein Wasser über den jähen Felsabhang in die Tiefe stürzte. Das eingetretene Thauwetter hatte den Schnee von den Waldbäumen geschmolzen, man sah die weiße Decke nur noch auf den Bergen und hier und da an Orten, die vor dem Winde geschützt waren. Die Steinformationen über der Kante des Schlundes zeigten seltsame Gestalten, die Zwergen, Riesen, Gnomen, Rittern und Mönchen glichen. Selbst eine nicht zu lebhafte Phantasie fand die Aehnlichkeit mit diesem Wesen heraus.

„Wie schön muß es im Sommer hier sein!“ rief Sophie.

Adolar legte den Arm um die schlanke Taille der Sängerin, indem er zärtlich sagte:

„Du wirst den Sommer an meiner Seite hier verleben.“

„Wenn man mich nicht vertreibt!“

„Dieses Schloß ist mein Eigenthum und Alles, was mir gehört, gehört auch meiner Gattin.“

Sie schmiegte sich ihm innig an.

„Das Glück ist zu groß für mich, es macht mich schwindeln!“

„Du sollst hier herrschen als Fürstin und der kleine Hofstaat, den ich zu bilden gedenke, wird Dich lieben und ehren!“

„Ach, Adolar, ich werde mich Deiner Güte würdig zu machen suchen!“

Er umschlang sie mit beiden Armen und drückte sie fest an sich.

„Sprich nicht von Güte!“ rief er hingerissen. „Ich muß meiner Liebe folgen, die das Princip meines Denkens und Handelns ist. Du machst mich ja so unbeschreiblich glücklich, daß ich nie im Stande sein werde, Dir dafür genug zu lohnen.“

„Und der Vater darf in meiner Nähe bleiben?“

„Thue, was Dir gefällt!“

„Ach, Adolar!“

„Auch ich bin Dein Sklave, der Dir in Allem gehorcht, weil er nicht anders kann!“

Eine lange Umarmung schloß diese Scene.

„Hoheit!“ rief der Diener.

„Ah, Du bist da, Philipp.“

„Sie vergessen, daß das gnädige Fräulein von der Reise kommt.“

„Es ist wahr.“

„Dort steht das Frühstück, bitte, nehmen Sie Platz!“

Der Prinz führte seine Braut zu Tische. Philipp blieb, um den Dienst zu besorgen.

„Ich begreife nicht“, murmelte er, „wo meine Nichte, Frau Rode, bleibt; nach dem Plane sollte sie mit dem gnädigen Fräulein zugleich eintreffen.“

Sophie erinnerte sich der Vorgänge des Abends wieder, sie erzählte die Ungeschicklichkeit Bollmanns und die

hieraus nothwendig gewordene Requisition eines zweiten Wagens. Zugleich berichtete sie, daß sie auf allen Stationen erfahren habe, der erste Wagen, in der sich die Freundin befunden, sei eine Stunde früher passirt.

Der Prinz sah ernst und nachdenklich aus.

„Dann müßten“, murmelte er, „Dorothea und Frau Rode hier sein.“

Philipp versicherte, daß sie nicht angekommen wären.

„Meine Nichte“, fügte er hinzu, „ist eine ordentliche und zuverlässige Frau; es kommt mir seltsam vor, daß sie ausbleibt. Wäre ein Malheur mit dem Wagen passirt, so hätte Fräulein es erfahren müssen, da sie denselben Weg gekommen ist. Wenn ich reiflich über die Sache nachdenke, so kommt sie mir, ich muß es gestehen, sehr verdächtig vor.

„Was meinst Du, Philipp?“

„Ich halte es für rathsam, daß wir uns beeilen, wenn der Plan durch unberufene Einmischung nicht zerstört werden soll. Täusche ich mich, so ist es um so besser; aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Senden Sie auf der Stelle den Wagen ab, der den Pfarrer holt. Statt gegen Abend lassen Sie die Ceremonie diesen Morgen noch vollziehen. Dann mag kommen, was wolle . . . wir sind am Ziele und können nicht wieder zurückgedrängt werden. Dies ist mein Rath, den zu befolgen ich Ihnen dringend ans Herz lege.“

Der Prinz sah die reizende Braut einige Augenblicke

forschend an; sichtlich prägten sich in Sophiens Zügen Angst und lebhafte Besorgniß aus.

„Ich breche jeder Intrigue die Spitze ab!“ rief er plötzlich. „Wir haben ja keinen triftigen Grund, die heilige Handlung aufzuschieben. Du hast Recht, Philipp, ich werde Deinen Rath befolgen. Sorge, daß mein Wagen vorbereitet werde.“

Der Diener entfernte sich. Adolar setzte sich an den Schreibtisch und warf rasch einige Zeilen auf das Papier, das er dann in ein Couvert schloß und siegelte. Als Philipp mit der Meldung zurückkam, der Wagen halte schon im Hofe, überreichte Adolar ihm den Brief mit den Worten: „Dies wird den Pfarrer bestimmen, sogleich zu kommen. Du, Freund, magst die sonst noch nöthigen Vorbereitungen treffen. Ich vertraue Dir in allen Stücken, denn Du hast mich ja lieb wie der Vater den Sohn.“

Man sah es dem Alten wohl an, daß er ernste Besorgnisse hegte; er entgegnete kein Wort, nahm den Brief und entfernte sich.

„Philipp!“ rief ihm der Prinz nach.

Der Alte blieb an der Thür stehen.

„Hoheit?“

„Wenn kann der Wagen zurück sein?“

„In spätestens einer Stunde, wenn der Pfarrer angetroffen wird. Ich werde dem Kutscher Eile empfehlen.“

Philipp war verschwunden. Schon nach fünf Minuten hörte man das Rasseln eines Wagens, der den Schloßhof verließ. Adolar tröstete die Braut, küßte und um-

armte sie, und bat, sie möge ohne Kammerfrau die Toilette vervollständigen. Bedürfe sie indeß einer Hülfe, so solle Philipps Frau geholt werden. Wir fügen hinzu, daß Philipp das Jagdschloß Tannenfels als Kastellan verwaltete und nur dann die Livree anzog, wenn die hohen Herrschaften sich zur Jagd einfanden oder sonst ein Glied der fürstlichen Familie kurze Zeit hier verweilte.

„Adolar", fragte Sophie, „ist jenem Philipp auch zu trauen?"

„Dem Philipp, der mich von Kindesbeinen an kennt und überwacht hat? Wenn ich alle Menschen auf der Erde für boshaft und schlecht hielte, diesen würde ich ausnehmen, denn seine unerschütterliche Treue hat sich in zahlreichen Fällen bewährt. Unsere heimliche Trauung ist sein Werk, und daß der Pfarrer des benachbarten Dorfes diese vollzieht, verdanke ich wiederum Philipps Einflusse. Er war bis zu Thränen gerührt, als ich ihm den Zustand meines Herzens und Deine Liebenswürdigkeit schilderte... Machte mein Glück es nöthig, daß Philipp sich in jenen Abgrund stürzte, er würde nicht einen Augenblick überlegen, das heroische Opfer zu bringen. Hat er doch schon einmal sein Leben preisgegeben, um mich von jenem Felsriffe zu holen, das ich, ein leichtsinniger Knabe, erstiegen hatte, ohne den Rückweg ermöglichen zu können. Noch heute denke ich mit Schaudern an das Wagniß des treuen Philipp, dem ich am Halse hing, während er den gefährlichen Pfad hinabstieg, den zu betreten kein Anderer sich erkühnte. Doch genug davon für jetzt ... folge mir in das Boudoir."

Der Bräutigam bot der Braut den Arm.

Er führte sie in den ersten Stock des Schlosses und hier öffnete er ein Gemach, das alle für eine Dame nöthigen Bequemlichkeiten enthielt. Es war wirklich ein Frauengemach, ein reizendes Boudoir, dessen Fenster nach dem zum Schlosse gehörigen Parke hinausgingen. Die Bergkette, auf der sich hier und dort ein altes Gemäuer zeigte, grenzte die Fernsicht ab. Sophie unterließ es, sich dem Anblicke hinzugeben, sie öffnete das Reisebündel, das sie vorfand, und holte ein weißes Seidenkleid hervor.

„Schmücke Dich,“ rief Adolar; „auch ich werde Toilette machen. Zwar fehlen schön geputzte Zeugen; aber wir sind uns selbst genug.“.

Sie reichte ihm den vor Erregung zuckenden Mund zum Kusse.

„Wenn ich Dir gefalle, Adolar“, flüsterte sie zärtlich an seiner Brust, „so gilt mir das Urtheil der Welt Nichts. Nimm mich hin, wie ich bin . . .“

„Und Du bist ein Engel, Du bist mein guter Geist, der mich erkennen lehrt, daß das wahre Glück nicht in Macht und Reichthum zu finden ist, sondern in der Verschmelzung, zweier gleichgestimmten Herzen. O, wie liebe ich Dich, mein süßes Mädchen!“

„Ach, ich kann sterben für Dich!“

Nach einer minutenlangen Umarmung trennten sich die Liebenden.

Sophie begann sofort die Toilette, deren einzelne Ge-

genstände sie in dem Bündel mitgebracht hatte. Nach einer Viertelstunde schon war sie einfach und edel in Weiß gekleidet. Ihr volles Haar, leicht zusammengelegt, bildete einen wundervollen Flechtenkranz. Dann legte sie den Schmuck an, den der Prinz ihr als Weihnachtsgeschenk überreicht hatte.

„Ach Gott!“ seufzte sie, während sie vor dem Spiegel stand, „wäre doch Dorothea bei mir! Ich hatte mich recht gefreut, daß der schwache Bollmann die Verwechselung herbeigeführt, denn durch sie sollte die Freundin mir Begleiterin werden, nun bin ich doch allein. Der Himmel wird ja geben, daß der guten Dorothea kein Unglück zugestoßen ist. Sie kommt wohl später an, und dann werde ich mich ihr als Gattin des Erbprinzen vorstellen. Wie wird sie mich anblicken und vor Erstaunen nicht Worte finden können . . . Aber die Thatsache läßt sich nicht hinwegleugnen: ich bin die angetraute Frau des Erbprinzen. Der Rang hat für mich keinen Werth; nein, ich liebe Adolar seiner Person wegen, und daß er mich meiner selbst willen zu seiner Gattin erhebt, daran kann ein Vernünftiger nicht zweifeln. Ach, und der Vater, der gute Vater! Er soll wie ein Fürst in seinen alten Tagen leben, soll nie wieder die Bühne betreten, die ihm zum Ueberdrusse geworden ist; daß ich ohne seine Einwilligung diesen wichtigen Schritt unternehme wird er mir sicher verzeihen . . . Hätte ich viel gesprochen, so wäre viel überlegt worden, und der Vater, der stets mißtrauische, würde mich entfernt haben . . .“

In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft. Sophie erschrak.

„Wer mag denn da kommen?“ flüsterte sie.

Dann forderte sie ängstlich zum Eintreten auf. Die Thür öffnete sich und eine schon bejahrte Frau erschien, die ein Körbchen in der Hand trug.

„Sie kennen mich nicht, gnädiges Fräulein“, sagte sie lächelnd; „es ist auch natürlich, da Sie mich nie gesehen haben.“

Sophie athmete wieder auf, sie konnte frei fragen:

„Wer sind Sie denn, liebe Frau?“

„Meinen Mann kennen Sie schon; er ist der Kastellan dieses Schlosses und der Kammerdiener des gnädigen Prinzen.“

„Ah, der brave Philipp, der das volle Vertrauen seines Herrn genießt. Ich freue mich Sie kennen zu lernen.“

Die Sängerin reichte ihr freudig bewegt die Hand.

„Wie gut Sie sind! das hat mir Philipp schon gesagt . . . . Nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Etwas bringe das Sie gewiß vergessen haben.“

„Was denn?“

„Nennen Sie mich nur Mutter Katharine, so nennen mich Alle, die mich kennen.“

„Was bringen Sie also, Mutter Katharine?“

Die Alte nahm das weiße Tuch von dem Korbe und präsentirte einen Kranz von frischen Myrthen.

„Den Brautkranz!“ rief sie. „Ich selbst habe ihn ge-

wunden, habe selbst in den Treibhäusern die Reiser dazu geschnitten. Sehen Sie nur, es sind Blüthen daran, prachtvolle weiße Blüthen, die man nicht oft findet. Ist es doch als ob sie gerade jetzt blühen sollten, um die fürstliche Braut zu schmücken. Das bedeutet Glück, großes Glück!"

Sophie betrachtete den wirklich prachtvollen Kranz. Zwischen den dunkelgrünen Blättern zeigte sich eine Fülle von weißen Blüthen und Knospen, die dem Aufspringen nahe waren.

„Aus Ihrer Hand empfange ich ihn, liebe Frau Katharine . . . das bedeutet auch Glück, sowohl für mich als für meinen Bräutigam. Mir ist die Mutter gestorben . . . so will ich denn denken, Sie wären meine Mutter . . ."

Die Alte trocknete sich die Augen mit dem weißen Tuche.

„Halten Sie mich nur für Ihre Mutter", flüsterte sie mit zitternder Stimme; „ich liebe Sie schon wie ein Kind, ohne Sie recht zu kennen. Der Prinz hat so viel Gutes von Ihnen erzählt, daß ich mich recht sehnte, Sie zu sehen. Aber wir haben den Herrn Adolar auch über alle Maßen lieb . . . die Tage, die er auf Tannenfels zubringt, sind für uns wahre Festtage. Und darum thun wir für ihn auch Alles, was wir können . . . Als er von seiner Heirath mit Ihnen sprach wollten wir es ihm erst ausreden; aber da halfen weder Worte noch Vorstellungen, er blieb fest und versicherte, daß er sich aus dem Fenster in die Schlucht stürzen würde, wenn er seine Sophie nicht zur Frau bekäme. Ja, Herr Adolar hat seinen eigenen Kopf, aber er ist seelensgut und denkt immer wie er spricht.

Da durften wir dann nicht Nein sagen und Philipp mußte mit dem Pfarrer des Dorfs reden, daß er die Trauung in aller Stille vollziehe. Nun es wird schon werden, ehe der Mittag kommt, ist das junge Ehepaar fertig. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Kranz aufsetze!“

Sophie ließ sich auf einen Sessel nieder.

„O, o“, rief die Alte, „ist das eine Pracht!“

„Was denn?“

„So Etwas ist mir noch nicht vorgekommen.“

„Was denn? Was denn?“

„Ihr schönes, volles Haar! Darin nimmt sich der Kranz wundervoll aus! Sehen Sie in den Spiegel . . . ach, wie schön sind Sie! Das nenne ich eine fürstliche Braut!“

Sie führte das junge Mädchen vor den Spiegel, der von der Decke bis zum Boden reichte. Sophie wandte sich hocherröthend zurück.

„Ach“, rief sie, „Ihnen, Mutter Katharine, kann ich es wohl sagen, daß ich ein unbeschreibliches Gefühl der Bangigkeit empfinde . . . mir ist als ob die Brust zerspringen müßte und dabei ist mir das Herz so schwer . . . ich habe doch kein Verbrechen begangen und stehe auch nicht im Begriff ein solches zu begehen . . .“

„So war auch mir als Braut zu Muthe!“ tröstete lächelnd die Alte. „Ach, die Stunde vor der Trauung werde ich nie vergessen . . . das ist nun einmal so und wird auch immer so bleiben.“

„Frau Katharine, mein Brautstand ist ein eigenthüm-

licher; ich stehe auf dem Puncte vor den Altar zu treten und darf es Niemandem sagen . . . es ist doch als ob eine unerlaubte Handlung vollzogen werden sollte, die man später mit Strafe belegt. Die Heimlichkeit, mit der Alles geschieht, lastet wie ein Alp auf meiner Seele. Mir wäre es lieber, wenn Adolar dem bürgerlichen Stande angehörte und wenn wir offen und frei zur Kirche fahren könnten."

Frau Katharine neigte das ergraute Haupt.

„Freilich, freilich", flüsterte sie, „das wäre wohl besser; aber da es einmal nicht anders geht, müssen Sie sich beruhigen. In der großen Welt, wie man sie nennt, gehen oft seltsame Dinge vor. Das weiß Niemand besser als wir, die wir mit den Herrschaften zu thun haben . . . Na es ist gut, ich mag nicht darüber sprechen. Lassen Sie sich immerhin trauen und machen Sie den Prinzen glücklich, recht glücklich! Das ist mein Wunsch und wenn dieser in Erfüllung geht bin ich zufrieden. Ach, Sie sind wirklich schön, mein liebes Fräulein! Da giebt es Prinzessinnen, die so häßlich sind, daß man die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen möchte . . . Nein, ich kann es unserm gnädigen Herrn nicht verdenken . . . er nimmt sich eine junge schöne Frau, die ihm gefällt, wenn sie auch nicht von fürstlichem Geblüte ist. Was hat er denn sonst von seinen Reichthümern und von dem kurzen Leben? Darum haben wir ihm auch die Hand geboten zu der heimlichen Trauung . . . Sie bekommen einen guten, braven Mann, der gar nicht übermüthig ist wie andere Prinzen . . .

Mag es auch einen Mordspektakel geben, wenn die Geschichte bekannt wird . . .“

„Liebe Frau“, fragte Sophie hastig, „fürchten Sie die Folgen dessen nicht, was Sie dem Prinzen thun?“

Mutter Katharine schüttelte lächelnd das graue Haupt.

„Nein, liebes Fräulein. Der Rumor wird sich legen und die Sache ist abgethan. Der Fürst wird uns vielleicht davonjagen, ich sage vielleicht . . .“

„Das wäre entsetzlich!“

„In diesem schlimmen Falle nimmt sich der Prinz unser an, der geschworen hat, daß er uns nicht verlassen will. Und der gnädige Herr hält sein Wort, ich kenne ihn so genau wie ich mich selbst kenne. Und darum thun wir Alles, was zu seinem Glücke nöthig ist.“

Die Alte war so erregt, daß sie sich niederlassen mußte.

Mutter Katharine glich einer behäbigen, bürgerlichen Hausfrau, deren Leben wie ein ruhiger Strom dahinfließt. Sie trug ein braunes Merinokleid, das ihre etwas starken Körperformen bequem einschloß. Man konnte sie eine „runde“ Frau nennen, da sie bei ihrem ansehnlichen Embonpoint von kurzer Gestalt war. Ein schwarzes Seidentuch mit Fransen, auf dem breiten kurzen Rücken zugeknotet, bedeckte ihren Oberkörper. Das Mützchen von schwarzem Sammet, ein echter Matronenschmuck, stand ihrem grauen Haupte nicht übel. Die vollen fleischigen Wangen hatten eine leichte Röthe und das kleine Auge blitzte hell, aber gutmüthig unter den noch dunklen Brauen hervor. Katharine mußte in ihrer Jugend schön gewesen

sein. Ihre Nase hatte eine edle Biegung, obgleich sie in der Mitte der fleischigen Wangen klein erschien; durch die geschweiften Lippen blitzten weiße Zähne, die noch keine Lücke zeigten. An der Seite des runden Kinns saß eine kleine Warze, aus der hervor einige schwarze Härchen sprießten. Sophie fühlte sich von dieser Frau angezogen, da Gutmüthigkeit der vorherrschende Zug in ihrem Charakter zu sein schien. Die Anhänglichkeit an den Prinzen war eine wirklich rührende, Philipp und Katharine opferten dem geliebten Herrn nicht nur ihre ruhige, bequeme Stellung, sie zogen sich auch den Zorn des Fürsten zu, der sie vielleicht mit vernichtender Gewalt treffen konnte. Und doch sah die Alte so ruhig aus, als ob sie eine unerläßliche Pflicht erfüllte, die ihr später eine Belohnung eintragen könne.

Der Prinz trat ein; er war völlig schwarz gekleidet und trug einen Stein auf der Brust. Erstaunt sah er die Braut im Kranze einige Augenblicke an.

„Sophie", rief er, „herrliche, reizende Braut!"

Er näherte sich ihr und drückte zitternd einen Kuß auf Sophiens schönen Mund.

„Adolar", flüsterte sie, „bist Du mit mir zufrieden?"

„Ich würde elend sein, wenn Du mir entrissen würdest. Darum soll uns ja der Segen des Pfarrers für ewig verbinden . . . Das Band, das die Kirche geheiligt, kann keine Gewalt der Erde zerreißen."

„Adolar!"

„Und für Dich nehme ich den Kampf mit Allen auf

die vermessen genug sind ihn zu beginnen. Ich will den Purpur des Fürsten nicht, ich will auch nicht über Land und Leute herrschen . . . an Deiner Seite ist mein Platz, an der Seite des Engels, der mir die Erde zum Paradiese macht."

Ihre Hände in den seinigen haltend, sah er sie lange mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an.

Mutter Katharine saß still auf ihrem Sessel; sie zog ein weißes Tuch hervor und trocknete die Thränen, die sich unaufhaltsam ihren Augen entrannen. Dann betrachtete sie mit einer Liebe das schöne jugendliche Paar, als ob sie die leibliche Mutter des Bräutigams wäre. Leise verließ sie das Zimmer, sie wollte die Liebenden in dem Ergusse ihrer Zärtlichkeiten nicht stören. Adolar ergriff den Arm seiner Braut und führte sie in dem Zimmer auf und ab. Oft sah er nach der Uhr, er konnte die Zeit der Trauung nicht erwarten.

„Hegst Du Besorgnisse?" fragte Sophie.

„Nicht eigentlich Besorgnisse; aber ich möchte doch, daß der Pfarrer käme, der schon hier sein könnte."

„Der geistliche Herr nimmt sein Versprechen vielleicht zurück", meinte die Braut, die mit jeder Minute ängstlicher ward.

„In diesem Falle hat er meinen vollen Zorn zu fürchten! Er weiß, daß ich alle und jede Verantwortung auf mich nehme, daß er nur meinen ausdrücklichen Befehl vollzieht."

Adolars Augen blitzten, er fuhr erregt mit der Hand durch das Haar.

„Ich habe immer geglaubt", flüsterte Sophie, „daß Dorothea und Frau Rode bald nachkommen würden; aber sie bleiben aus."

„Hat man eine Perfidie verübt, so strafe ich sie unnachsichtlich."

„Dorothea ist mir eine treue Freundin."

„Geduld, Geduld; die Entscheidung ist nicht fern. Ich werde dem Wagen einen reitenden Boten nachsenden."

Der Prinz wollte nach der Glocke greifen.

Da trat Philipp ein.

„Gnädigster Herr!"

„Was ist geschehen?"

„Sehen Sie durch das Fenster nach den Bergen."

Der Prinz eilte nach dem Fenster. An dem Kamme des Berges sah man eine Gruppe Reiter, die im Trabe vorüberritten; sie verschwanden Einer nach dem Andern hinter den Tannen, die sich der kahlen Bergkette anschlossen. Sophie stand zitternd neben ihrem Bräutigam, der sich mit der Frage an Philipp wandte:

„Jene Reiter sind Militairs?"

„Das unterliegt keinem Zweifel, gnädigster Herr; ich habe sie schon von dem angrenzenden Zimmer aus durch das Fernrohr beobachtet. Wenn ich das räthselhafte Verschwinden des ersten Wagens bedenke, in dem sich Frau Rode befunden . . . und nun diese Reiter, die in unserer Gegend eine Seltenheit sind . . ."

Der Prinz stampfte heftig mit dem Fuße.

„Wäre der Pfarrer da?" rief er auffahrend.

„Die Reiter können in einer Viertelstunde hier sein, denn sie müssen die Brücke passiren, die oberhalb des Wildparks über den Fluß führt. Es ist möglich, daß sie einen Zweck verfolgen, der uns nichts angeht . . .“

Mutter Katharine trat hastig ein.

„Der Pfarrer ist angekommen!“ rief sie freudig.

Der armen Sophie fiel eine Last vom Herzen.

„Man schließe das Thor“, befahl der Prinz, „und öffne es nur dann erst, wenn meine Trauung vorüber ist. Wer auch Einlaß begehren mag, er muß warten!“

Dann reichte er der Braut den Arm und führte sie in das Erdgeschoß hinab.

Der Pfarrer, im vollen Ornate, wartete in dem gothischen Zimmer, das wir kennen. Würdevoll trat er dem Paare entgegen, grüßte und bat um eine kurze Unterredung mit dem Prinzen. Adolar übergab seine Braut der Mutter Katharine, die gefolgt war, dann ging er zu dem am Fenster harrenden Pfarrer.

„Würdiger Herr“, begann er, „ich habe Sie um Beschleunigung der Ceremonie bitten lassen, da ich glaube Gründe dazu zu haben.“

Der Pfarrer, ein hagerer Mann mit greisem Haupte, verneigte sich.

„Und ich bin gekommen, gnädigster Herr, wie Sie es befohlen haben. Der Dienst, den ich Ihnen leisten soll, entspricht nicht der gesetzlichen Ordnung . . .“

„Immerhin! Ich bin mündig, bin als Besitzer dieses

Schlosses Ihr Patron und wiederhole, daß ich alle und jede Verantwortung übernehme."

„Ich erinnere an das Consistorium, das unter dem Minister Nußbaum mit verschärfter Strenge verfährt."

„Kümmern Sie sich doch nicht um das Consistorium, Herr Pastor!" rief ungeduldig der Prinz.

„Verzeihung, ich bin Familienvater . . ."

„Ich zahle Ihnen, wenn man es wagt Sie vom Amte zu suspendiren, eine Ihrem Gehalte entsprechende Pension, die ich auf die Revenüen von Tannenfels anweise. Sie haben mein Ehrenwort . . . Verbinden Sie mich mit meiner Braut und ich werde Ihnen stets dankbar sein. Es handelt sich einfach um die Beseitigung formeller Hindernisse, die das leidige Vorurtheil geschaffen hat. Sie trauen nicht den Erbprinzen, sondern den Besitzer von Tannenfels. Hier ist meine Hand, ich verantworte Alles! Nach der Trauung empfangen Sie eine Summe, mit der Sie ihre Zukunft schon einigermaßen sichern können. Glauben Sie mir, ich kann und werde mich dankbar zeigen."

Die stechenden Blicke des Pfarrers ruhten auf dem Prinzen.

„Haben Sie, hoher Herr", fragte er, „auch reiflich überlegt?"

„Ich gehe nie leichtfertig zu Werke; vollziehen Sie die Ceremonie."

„In Gottes Namen denn!"

Der Pfarrer trat hinter den altgothischen Tisch, auf dem zwei brennende Kerzen und ein Crucifix standen;

Philipp hatte diesen schlichten Altar in der Eile vorbereitet. Mutter Katharine brachte ein Polster, das sie vor dem Tische niederlegte. Ein graubärtiger Jäger und der Oekonomieinspector, ein schlichter Landmann, wurden als Zeugen zugelassen. Das Paar trat vor den Altar. Der Pfarrer faßte sich kurz; er sprach nur einige einleitende Worte, hieß Braut und Bräutigam die Ringe wechseln und spendete dem Paare, das auf dem Polster kniete, den Segen der Kirche. „Was Gott zusammengefügt kann der Mensch nicht scheiden!" rief er mit lauter Stimme. Das übliche Gebet schloß die heilige Handlung.

„Sophie, meine Gattin!" flüsterte der Prinz, indem er sich erhob.

Die Braut verblieb noch einige Augenblicke knieend, sie verrichtete leise schluchzend ein Dankgebet. Dann trat sie an die Seite des Prinzen, der sie den Zeugen als seine angetraute Gattin vorstellte. Mutter Katharine küßte ihr die Hände und rief unter Freudenthränen: „Der liebe Gott wird ja seinen Segen geben, daß Sie glücklich, recht glücklich werden."

Philipp flüsterte leise mit dem Pfarrer, der, nachdem er den Kastellan angehört, den Neuvermählten seinen Glückwunsch abstattete.

Jetzt trat ein Jäger ein, der sich an Philipp wandte. Philipp berichtete dem Prinzen, daß die Reiter am Thore hielten und im Namen des Fürsten Einlaß forderten. Der Prinz antwortete, nachdem er einige Augenblicke überlegt

hatte: „Der Führer jener Reiter soll mir zuvor seinen Namen und Stand melden lassen!“

Der Jäger verschwand.

„Zittere nicht, Sophie“, tröstete der Prinz; „was Gott zusammengefügt kann der Mensch nicht scheiden. Du bist meine rechtmäßige Gattin, und wehe dem, der Dich als solche nicht achtet und ehrt!“

Sie klammerte sich fest an seinen Arm.

„Fassen Sie nur Muth“, flüsterte Katharine ihr zu; „wir wissen ja noch gar nicht, was die Reiter hier wollen ... Sollten Sie Ungebührliches verlangen, so werden sie hinausgewiesen, denn der gnädige Prinz hat auf seinem Besitzthume zu befehlen. Und auch Sie sind die Herrin von Tannenfels; vergessen Sie doch nicht, daß sie eine Fürstin sind!“

Das Wort „Fürstin“ durchzuckte Sophien wie ein elektrischer Strahl; sie betrachtete den Gemahl, der stolz und muthvoll der Dinge wartete, die da kommen sollten. Der Pfarrer verrieth doch einige Verlegenheit; er zog den alten Philipp bei Seite und sprach leise, aber eindringlich zu ihm. Nur Mutter Katharine behielt ihre Heiterkeit; sie beschäftigte sich mit Sophien und bezeichnete sogar schon die Zimmer, welche die junge Fürstin bewohnen sollte. Da kam der Jäger zurück.

„Wer fordert Einlaß?“ fragte der Prinz.

„Der Gensdarmerieoberst von S. Hoheit!“

„Ihm allein sei der Eintritt gestattet; seine Begleitung

bleibt vor dem Thore. Drängte mich nicht die Neugierde zu erfahren, was der Mann will, ich würde ihn abweisen."

Zehn Minuten verflossen unter banger Erwartung.

Der Oberst, der seinen Mantel abgelegt hatte, trat ein; er war in voller Dienstkleidung und bewaffnet. Nachdem er militairisch gegrüßt sah er erstaunt durch das Gemach.

„Sie kennen mich?" fragte der Prinz.

Der Oberst legte die Hand an den Helm.

„Ich habe die Ehre, Hoheit!"

„Was führt Sie in mein Schloß?"

„Ein Befehl der Commandantur."

„Und dieser Befehl lautet?"

„Ich soll die heimlich entwichene Sängerin des Hoftheaters, Sophie Birnstiel, arretiren, wo ich sie treffe."

Der Prinz lächelte, winkte seiner Gemahlin zu und rief:

„Weiter, weiter!"

„Durch eifriges Forschen habe ich entdeckt, daß die junge Dame, deren Signalement ich besitze, nach Tannenfels geflohen ist. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß dort die Gesuchte steht . . ."

„Mein Herr, Sophie Birnstiel existirt nicht mehr."

„Hoheit ich wage nicht, den Sinn Ihrer Worte zu deuten."

„So unterlassen Sie es, Herr Oberst; ich ersuche Sie, wenn Sie andere Befehle nicht besitzen, sich zurückzuziehen und der Commandantur zu melden, daß Fräulein Sophie Birnstiel sich nicht auf Tannenfels befindet."

Der Oberst entgegnete im militairischen Tone:

„Verzeihung, Hoheit, ich habe gemessene Ordre, Fräulein Birnstiel unter allen Umständen zu escortiren.“

Sophie stieß einen leisen Schrei aus.

Der Prinz wandte sich, ergriff ihren Arm und trat mit ihr in die Mitte des Gemachs.

„Hier ist meine Gemahlin, meine rechtmäßige Gemahlin; sie war vor einer Viertelstunde noch Sophie Birnstiel...“

Der Oberst erschrak.

„Hoheit, ich bedaure herzlich, daß ich dennoch zur Arretur schreiten muß.“

„Dennoch?“

„So lange nicht gesetzlich erwiesen, daß Sie vermählt sind, und in unserm Lande ist bis jetzt Nichts davon bekannt . . .“

„So machen Sie es bekannt, Herr Oberst!“ rief laut und erregt der Prinz. „Ich hoffe, daß Sie mir glauben und mein fürstliches Wort respectiren.“

Sophie schwankte; Adolar mußte sie zu einem Sessel geleiten.

„Beruhige Dich“, flüsterte er ihr zu, „Dir geschieht kein Leid, die Gemahlin steht unter meinem Schutze.“

Er wandte sich zu dem Pfarrer, der neben dem improvisirten Altare stand.

„Bestätigen Sie, daß meine Trauung soeben stattgefunden hat.“

Der Pfarrer sagte in einem fast feierlichen Tone:

„Der gnädige Prinz Adolar ist durch meine Hand mit

Fräulein Sophie Birnstiel ehelich verbunden; ich werde ein Zeugniß über die vollzogene heilige Handlung ausstellen und es dem hohen Paare zur Verwendung übergeben. Für jetzt versichere ich auf meinen Amtseid, daß ich die lautere Wahrheit gesprochen habe. Außerdem berufe ich mich auf jene beiden Zeugen, die der kirchlichen Handlung beigewohnt."

Der Oberst sah den Geistlichen an, als ob er ihn mit den Blicken durchbohren wollte.

„Mein Herr, Sie haben sich einer Amtsüberschreitung schuldig gemacht."

„Dies zu untersuchen, Herr Oberst, geziemt meiner vorgesetzten Behörde, nicht der Gensdarmerie."

Der Prinz trat dazwischen.

„Genug!" rief er.

„Verzeihung, Hoheit, ich komme als Soldat meiner Ordre nach!"

„Dies erkennend habe ich Ihnen Aufklärung gegeben, die ich sonst verweigert haben würde, da ich Herr auf Tannenfels bin. In Betreff des Herrn Pfarrers übernehme ich jede Verantwortlichkeit, denn ich bin der Patron desselben und habe ihm den Vollzug der Trauung anbefohlen. Meiner Gemahlin bin ich der natürliche Schützer . . . Gehen Sie, Herr Oberst, Sie haben Ihre Pflicht gethan."

Adolar bot Sophien den Arm und verließ mit ihr das Gemach.

Der Pfarrer wollte dem Paare folgen.

„Warten Sie!“ befahl der Gensdarm, der ihm den Weg vertrat.

„Mich ruft die Amtspflicht zu einem Kranken.“

„Dies kann Sie nicht hindern, den Trauschein auszufertigen, dessen ich zu meiner Rechtfertigung bedarf. Noch diesen Vormittag werde ich mich in Ihrer Wohnung einfinden, um das Document zu holen.“

„Es wird bereit liegen.“

Der Pfarrer ging, bestieg den harrenden Wagen und fuhr ab.

Als der Oberst sah, daß sich Niemand um ihn kümmerte, verließ er das Schloß; er jagte mit seinen Reitern dem Dorfe zu, um in dem Wirthshause desselben ein Frühstück einzunehmen. Das junge Ehepaar befand sich in dem Zimmer, das Sophie bewohnen sollte. Adolar schrieb einen Brief an Vater Birnstiel, worin er ihm anzeigte, daß Sophie seine rechtmäßige Gattin geworden sei. Die junge Fürstin selbst fügte ein Billet hinzu, das ihre Liebe schilderte und das Glück, das sie in der Verbindung mit Adolar fände; sie lud den Vater ein, nach Tannenfels zu kommen. Das Paket, das einem reitenden Boten zur Besorgung übergeben ward, enthielt auch den Befehl des Prinzen, die Sängerin Sophie Birnstiel sofort aus dem Verbande des Hoftheaters zu entlassen. Ueber Dorothea Haustein verlangte der Prinz mit dem rückkehrenden Boten genaue Auskunft. Die Briefe waren geschrieben und abgesendet. Frau Katharine meldete, daß das Hochzeitsmahl servirt sei. Ach, was hätte die junge Frau darum gege-

ben, wenn der Vater und die Freundin als Gäste anwesend gewesen wären! Wahrlich, das war eine seltsame Hochzeitstafel! Braut und Bräutigam speisten allein und Philipp und Katharine bedienten das Paar, das im Rausche des Entzückens wenig den Speisen und Weinen zusprach. Adolar forderte, daß die beiden Alten am Tische Platz nähmen; diese lehnten es bescheiden ab und zogen es vor, zu bedienen. Adolar war nicht Prinz mehr, er schien ein schlichter Privatmann geworden zu sein, der an stille häusliche Freuden gewöhnt ist. Nicht einen Augenblick wich er von der Seite seiner jungen Frau, die er stumm betrachtete und plötzlich, wie von einem Paroxismus ergriffen, umarmte und küßte. Dann führte er sie durch das ganze Schloß, zeigte ihr Zimmer für Zimmer und machte sie auf köstliche Fernsichten aufmerksam. So führte er sie auch auf einen Thurm, der sich an der nördlichen Seite des alten Jagdschlosses erhob. Ein kleines rundes Zimmer war das Ziel der mühsamen Wanderung. Einfache mit Leder überzogene Möbel bildeten die Ausstattung dieses hoch gelegenen Raumes, der von einer eisigen Kälte erfüllt ward. Die kleinen Fenster in den dicken Steinmauern waren ohne alle Ausschmückung. Aber welche Aussicht bot sich von diesem Puncte aus! Der Horizont hatte sich aufgehellt und die im Westen sinkende Sonne brach sich noch vor ihrem Scheiden Bahn. Ein mattrother Schein lag über der Landschaft, die größtentheils noch mit Schnee bedeckt war. Die düsteren Fichten- und Tannenwaldungen hoben sich majestätisch von dem hellen Bo-

den ab. Hier und dort sah man in den Thälern und an den unteren Bergabhängen Dörfer und Weiler, die sich zuerst durch aufsteigende Rauchsäulen bemerkbar machten. Nach Süden hin dehnte sich eine unabsehbare Ebene aus; im Westen aber war das Land bergig. Auf einem der fernsten Hügel, beschienen von der Sonne, lag ein Schloß mit Thürmen und blitzenden Fenstern. Es leuchtete, ein heller Punct, weithin.

„Was ist das?" fragte Sophie, die staunend am Fenster stand.

„Was meinst Du?"

„Jenes Schloß am Berge."

„Ah dort!"

„Es glänzt prachtvoll in der Abendsonne."

„Wir nennen es einfach das Bergschloß."

„Und wessen Eigenthum ist es?"

„Das meines Vaters."

„So weit reicht das Land noch?"

„Nein; der Fluß, den man von hier aus nicht gewahrt, bildet die Grenze. Das Bergschloß liegt jenseits des Flusses auf dem Gebiete des benachbarten Fürsten."

„Dort möchte ich wohnen!" rief die junge Frau.

„Wünsche das nicht, Sophie."

„Warum? Die Lage ist reizend, die Aussicht muß, vorzüglich im Sommer, großartig sein."

„Aber das Innere ist düster und verödet, ich habe es ein einziges Mal besucht und werde nie wieder dorthin gehen. Da ist Tannenfels ein anderer Aufenthalt!"

„Und Tannenfels ist Dein Eigenthum?“

„Ich habe es als Pathengeschenk von dem Nachbarfürsten erhalten, dessen Land jenseits des Flusses beginnt. Da ich mündig bin, kann ich hier nach Belieben schalten und walten. Du begreifst nun wohl, warum ich hier unsere heimliche Trauung habe vollziehen lassen. Außerdem hat Tannenfels für mich noch ein besonderes Interesse . . . Meine verstorbene Mutter ist die Tochter des benachbarten Fürsten . . . sie weilte gern in diesem Schlosse, das mein Geburtsort ist. Derselbe Pfarrer, der uns getraut, hat mich auch getauft. Frau Katharine war meine Amme und Philipp mein erster Hofmeister . . . Die alten Leute halten mich wie ihr leibliches Kind und ich schätze sie, als ob sie meine Eltern wären. Jetzt sollst Du hier regieren. Sophie; Du wirst die Herrin von Tannenfels sein und die Gebieterin Deines Gemahls, der Dich auf den Händen trägt.“

Arm in Arm standen sie noch lange und sahen dem Schauspiele zu, das die untergehende Sonne gewährte. Dann gingen sie in das erwärmte Wohnzimmer zurück, das bereits von Dämmerung erfüllt war. Hier unterhielten sie sich mit jenen zärtlichen Plaudereien, deren nur die erste Liebe junger Leute fähig ist; sie sprachen viel und sagten wenig, jedem Satz folgte eine Umarmung und jeder Umarmung folgte ein Kuß. Adolar schwor bei allen Heiligen, daß er um dieses Glück der Liebe der Fürstenkrone gern entsage.

„Mußt Du denn entsagen?“ fragte Sophie.

„Es kommt noch darauf an; aber was kümmert mich der Verlauf der Dinge? Sophie ist meine Gemahlin und nun ist die Erde ein Paradies für mich.“

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen.

Der Prinz gab Erlaubniß zum Eintreten. Philipp erschien, einen Armleuchter mit drei brennenden Kerzen tragend.

„Zu früh, alter Freund, viel zu früh!“ rief der junge Mann.

Trotzdem setzte Philipp den silbernen Leuchter auf den Tisch.

„Verzeihung, gnädiger Herr, ich habe auch eine Meldung zu machen, und wäre diese nicht wichtig, so würde ich mich wohl gehütet haben, Ihnen die Traulichkeit der Dämmerstunde zu zerstören.“

Sophie ward wieder aus der kaum gewonnenen Ruhe aufgescheucht.

„Was ists?“ fragte Adolar.

„Meine Nichte, Frau Rode, ist angekommen.“

„Jetzt noch?“

„Sie bringt wunderliche Nachrichten mit.“

„Was für Nachrichten?“

„Geruhen Sie, die Frau selbst zu hören; ich habe mir nicht Alles gemerkt.“

Der Prinz befahl, daß Frau Rode kommen solle und sie kam. Die Witwe sah recht bleich und verstört aus; sie trug ihre Reisekleider noch und zitterte vor Erregung. Adolar bat sie Platz zu nehmen und zu erzählen.

„Den Aufträgen, die der Onkel mir in dem Briefe ertheilt, genau folgend", begann sie, „erwartete ich die Dame aus der Residenz, bereitete ihr ein gutes Nachtessen und rüstete mich zur Reise. Die Hofequipage kam pünctlich an und ich empfing die junge Dame wie mir vorgeschrieben war."

Wir übergehen den Bericht der Witwe bis zu dem Augenblick, in dem wir sie nach der gefahrvollen Fahrt durch den Fluß verlassen haben.

„In der Morgendämmerung", erzählte sie weiter, „hielten wir vor einem einsam gelegenen Wirthshause. Wir mußten aussteigen. Jetzt erst sah ich, daß uns vier Reiter begleitet hatten, die den Wagen mit einer Sorgfalt bewachten, als ob er Verbrecherinnen trüge. Auf den Befehl des Officiers gingen wir in das Gastzimmer, das zur Aufnahme von Fuhrleuten und Bauern eingerichtet war. Trotzdem betrat ich es gern, eine behagliche Wärme empfing mich. Fräulein Haustein hatte den Muth nicht verloren, sie setzte sich in den großen Lehnstuhl neben den Ofen, wärmte sich und trank auch von dem Kaffee, den der Officier bestellt hatte. Mir war die Geduld längst vergangen und darum fragte ich, was denn eigentlich geschehen solle? Der Gensdarm antwortete, daß ich es bald erfahren werde. Er benahm sich überhaupt kurz, fast abstoßend. Nachdem er seine Kleider getrocknet hatte, begann er zunächst mit mir ein Verhör; da ich selbst blutwenig wußte, konnte ich ihm auch nur wenig sagen Nun kam Fräulein Haustein an die Reihe, die der bärtige Mann

immer noch für Fräulein Birnstiel hielt. Ihre Aussage nahm er zu Protocoll. Sie schwor hoch und theuer, das sie die sei, für die sie sich ausgebe und bat, um die Wahrheit so rasch als möglich zu ermitteln, man möge sie nach der Residenz zurückbringen, wo der Vater ihrer in Angst und Sorgen harre. Auch erzählte sie die Verwechslung, die mit ihrer Person vorgegangen. Man fragte sie aus über Fräulein Birnstiel; sie wußte Nichts oder sie wollte Nichts wissen. Der Officier schloß sein Protocoll und befahl uns zu warten; an einen Versuch zu fliehen sollten wir nicht denken, da seine Leute das Haus bewachten. Es war dies eine überflüssige Androhung, denn wir hätten doch zu Fuß nicht entkommen können. Der Officier kam und ging. Ach, der Vormittag schien endlos zu sein, der Zeiger der alten Wirthshausuhr rückte kaum von der Stelle. Meine Unglücksgefährtin weinte mitunter leise vor sich hin, daß ich Mitleiden mit ihr hatte und sie zu trösten suchte. Ist denn so etwas erlaubt in unserm Lande? rief sie mehr als ein Mal. Der Officier stellte sich als ob er diese Worte nicht hörte; er rauchte seine Pfeife, sah mitunter aus dem Fenster und ging auf und ab."

„Arme Dorothea!" seufzte Sophie.

Auch die Witwe seufzte, ehe sie weiter erzählte:

„Um Mittag speiste unser Gefangenwärter allein, für uns ward ein besonderer Tisch gedeckt. Wir aßen nur von der Suppe, die übrigen Speisen berührten wir nicht. Fräulein Haustein, die in dem großen Stuhle saß, versank in einen unruhigen Schlummer; sie hatte ja die naßkalte

Winternacht in einem Wagen verbracht. Von Zeit zu Zeit sprach sie im Traume und nannte den Namen „Sophie“. Ich wollte sie wecken; der Officier aber drohte zornig mit der Faust und wies mich in eine Ecke des Zimmers; er näherte sich leise der Schläferin und lauschte. Das rasche Eintreten des Wirths schreckte meine Begleiterin auf. Als sie das bärtige Gesicht des Soldaten in ihrer Nähe sah, stieß sie einen lauten Schrei aus.“

„Plagt Sie das böse Gewissen?“ fragte unser Peiniger.

„Ich bin keine Verbrecherin!“ entgegnete Dorothea, die sich stolz erhob. „Bringen Sie mich nach der Residenz zu meinem Vater und Sie werden dort erfahren, daß ich ein ehrliches Mädchen bin. Giebt es denn keinen Schutz, keine Gerechtigkeit mehr im Lande? Kann der einzelne Beamte nach Willkür handeln und die Unterthanen, die den Staat erhalten, rücksichtslos peinigen?“

Der Officier antwortete ironisch:

„Schutz und Recht soll Ihnen werden, verehrtes Fräulein; gedulden Sie sich nur noch kurze Zeit.“

Wiederum verflossen zwei entsetzlich lange Stunden. Ich sah, wie Fräulein Haustein litt und mit ihren Thränen kämpfte; sie wollte stärker scheinen, als sie wirklich war. Als ich zu ihr gehen und ihre Hand ergreifen wollte, rief der Officier barsch:

„Sie werden kein Wort mit einander wechseln! Frau Rode bleibt in jener Ecke, die Dame auf dem Stuhle!“

Diese Behandlung war demüthigend; aber wir mußten

sie ertragen, da schwache Frauen gegen bewaffnete Männer Nichts ausrichten konnten. Auch der Wirth kam nicht mehr in die Stube, er mochte wohl Befehl erhalten haben draußen zu bleiben. Das Bier, das der Officier in Massen trank, ward schüchtern durch die halbgeöffnete Thür gereicht. Plötzlich ertönten Hufschläge im Hofe. Ich sah durch das Fenster . . . ein Soldat, ein Gensdarm sprengte heran. Der Officier ging hinaus und kam mit einer Mappe zurück, die er, nachdem er sich an den Tisch gesetzt hatte, öffnete. Die Papiere, die er herausnahm, prüfte er sorgfältig. Dann erhob er sich.

„Wer ist Dorothea Haustein?" fragte er kurz, als ob er uns durchaus nicht kannte.

Meine Begleiterin meldete sich.

Der Gensdarm sah bald auf das Papier bald auf die junge Dame.

„Machen Sie sich bereit die Reise fortzusetzen!" befahl er.

„Wohin?"

„Fragen Sie nicht, leisten Sie Gehorsam."

„Ich muß doch wissen . . ."

„Wo ist Ihr Gepäck?"

„Ich habe kein Gepäck."

„Halten Sie sich bereit, der Wagen wird sogleich vorfahren. Sie, Frau Rode, er wandte sich an mich, sind sich selbst überlassen, ich habe keinen Grund mehr Ihre Freiheit zu beeinträchtigen."

Der Gensdarm verließ das Gastzimmer. Dorothea

war der Meinung, man würde sie nach der Residenz zurückführen, da die Papiere Aufklärung gebracht hätten; mir kamen die Worte „Reise fortsetzen" verdächtig vor und mein Verdacht sollte sich bald als begründet herausstellen. Die Hofequipage fuhr wieder vor. Ich sah, daß ein Bauer auf dem Bocke derselben saß.

„Kommen Sie, Fräulein Dorothea Haustein!" sagte der eintretende Gensdarm, der seinen Mantel über die Schultern geworfen und den Helm aufgesetzt hatte.

Dorothea wollte das Ziel der Reise wissen.

„Ich habe nur Auftrag Sie zu begleiten; fordern Sie nicht, daß ich mehr thue."

„Was wird aus mir?" fragte ich.

Mir ward die lakonische Antwort:

„Sie können reisen oder bleiben."

Ich reichte der weinenden Dorothea Hut und Mantel. Sie folgte dem Soldaten, stieg in den Wagen und fuhr davon. Zwei der Reiter begleiteten den Wagen. Da war ich nun allein in dem einsamen Wirthshause, nicht wissend, was ich beginnen sollte. Der Wirth kam und fragte nach der Bedeutung der Vorgänge; ich konnte und wollte ihm keine Auskunft geben. Von ihm erfuhr ich, daß Tannenfels zwei Meilen entfernt läge und daß der Weg dorthin gut sei. Da ich eine Kutsche nicht erhalten konnte ließ ich mir den Bauerwagen des Wirths anspannen, der mit Stroh belegt wurde, und so erreichte ich in der Abenddämmerung Tannenfels, wo mir Onkel Philipp sagte, daß Fräulein Birnstiel schon Morgens glücklich angekommen

sei. Wenn ich jetzt die Dinge zusammenstelle, so ist es unzweifelhaft, daß Fräulein Haustein, wenn auch ohne es zu wollen, die Reise meiner hohen Gebieterin begünstigt hat. Auch ist daran nicht zu zweifeln, daß man in der Residenz den Plan gekannt und Vorkehrungen getroffen hat ihn zu vereiteln."

„Mein Gott", rief Sophie, „was wird aus der armen Dorothea geworden sein?"

Der Prinz tröstete und versprach wirksame Maßregeln zum Schutze der Freundin zu ergreifen, die man zuletzt doch in der Residenz vorfinden würde. Frau Rode mußte sofort ihren Dienst als Kammerfrau antreten. Es gab nicht viel zu thun, da die junge Frau eine sehr geringe Garderobe mit sich führte und Mutter Katharine das Brautgemach schon in Stand gesetzt hatte. Die jungen Eheleute nahmen wiederum allein das Nachtessen ein. Gegen zehn Uhr zogen sie sich in das Gemach zurück, das mit allem Comfort eingerichtet war und einen reizenden Alkoven enthielt, der durch eine Lampe unter grünem Glase matt beleuchtet ward. Kostbare Pelzdecken lagen auf dem Boden, Polster schützten vor der Kälte der Wände und das Seidenbett war duftig und weiß wie frischgefallener Schnee. Schwere Vorhänge verhüllten das einzige Fenster.

„Haben Hoheit mir noch einen Befehl zu ertheilen?" fragte die Witwe, die mit einer Kerze voranleuchtete.

Sophie, die wie eine Rose glühte, verneinte es.

Die Kammerfrau verneigte sich tief und ging. Der Prinz umarmte seine Gattin und rief im Rausche des

höchsten Entzückens: „Mein, mein für immer! Sophie, der Himmel segne Dich für das Glück, das Du mir bringst!“

Sie lag selig lächelnd an seiner Brust und duldete die Zärtlichkeiten, die der Ueberglückliche verschwenderisch spendete. Unten im trauten Kämmerlein saß das alte Ehepaar bei einer großen Schirmlampe. Mutter Katharine hatte ihre Nachthaube aufgesetzt und ein bequemes Hauskleid angelegt. Der alte Philipp trug einen grauen mit Pelz gefütterten Schlafrock und ein schwarzes Käppchen von Sammet mit gesticktem Rande. Wahrlich, man glaubte Philemon und Baucis zu sehen, die friedlich am Tische sitzen und über das wahre Glück des Lebens philosophiren, natürlich auf ihre Weise. In den gutmüthigen Zügen der beiden Gatten prägte sich eine tiefe Ruhe aus, eine Zufriedenheit, die von Sorgen und Kummer Nichts wußte. Philemon rauchte aus einer Meerschaumpfeife und Baucis hielt einen Strickstrumpf in den Händen. Die große Hornbrille, deren sie sich Abends bei Lampenlicht bedienen mußte, war tief auf die etwas breite Nase herabgesunken, so daß Baucis, wenn sie den Gemahl ansah, darüber hinwegblickte. Der Faden der Wolle, die sie zu Strümpfen verarbeitete, war überaus fein und weiß. Man errieth es, daß die Hausfrau nur strickte, um nicht müßig zu sein.

„Nun hast Du Deinen Willen“, sagte Philipp, nachdem er lange schweigend an die Decke gesehen hatte.

„Bist Du nicht zufrieden damit, Alter?“

„Nicht ganz; jemehr ich darüber nachdenke, je schwieriger erscheint mir unsere Lage.“

„Wie so denn?“ fragte Katharine gleichgiltig.

„Wie so? Zuerst werden sie den armen Pfarrer vornehmen, weil er seine Amtsbefugnisse überschritten hat. Die vorgeschriebenen Papiere fehlten ganz und gar . . . Da er die Personen kannte, die er getraut hat, wird man es ihm doppelt anrechnen . . .“

„Mann, sei doch nur gescheidt; aus der ganzen Untersuchung wird Nichts, der Landesfürst selbst schlägt sie nieder. Weigert er sich, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, nun so besitzen wir Mittel . . .“

„Ja, ja, diese Mittel!“ stöhnte Philipp. „Die gerade wollen mir nicht in den Kopf! Du weißt doch, daß wir einen Eid geschworen haben, und was man geschworen hat muß man halten, dafür ist man Christ.“

Katharine strickte ruhig fort.

„Freilich sind wir Christen und ganz gute Christen, die wissentlich nie eine Sünde begangen haben.“

„Und doch, und doch!“ rief Philipp, indem er sich erhob. „Daß wir uns damals überreden ließen, war nicht recht.“

„Still, Du kommst auf das alte Capitel.“

„Freilich komme ich darauf.“

„Und doch ist Alles so gut gegangen wie wir es nur wünschen können. Ich behaupte sogar, wir haben unsere Schuldigkeit gethan . . . Wenn das Glück uns die Hand bietet, müssen wir einschlagen, und wir haben eingeschla-

gen. Was den Schwur anbetrifft, so bin ich der Meinung, man wird uns nicht zwingen, ihn zu brechen. Wir drohen nur, wenn sie es uns zu toll machen . . . Beruhige Dich nur, Alter; Du wirst bald sehen, daß ich wieder einmal Recht habe. Ich habe immer Recht."

Philipp hatte einen Gang durch das Zimmer gemacht. Plötzlich blieb er am Tische stehen und murmelte:

„Frau, wir hätten das Mädchen nicht fortgeben müssen!"

„Nun denkst Du an diese Bagatelle! Nein, bist Du ein Mann! Und gerade heute fährt Dir dies Alles durch den Kopf! Das Mädchen war ein Schreihals, ein absonderliches Geschöpf, ich mochte es nicht leiden . . . Was kümmern mich anderer Leute Kinder? Gehe doch zu dem Herrn von Nußbaum, der jetzt Minister ist, er wird Dir die Auskunft nicht verweigern."

„Wenn das Mädchen nur noch lebt!

„Alter Narr, komm zu Bett."

„Vielleicht hat man es heimlich aus der Welt geschafft."

„So mag dies Der verantworten, der es gethan hat. Uebrigens fürchte ich so etwas nicht, denn die vornehmen Leute müssen der Erbschaft wegen immer Kinder haben, man kennt das."

Der Kastellan setzte die Pfeife in eine Ecke des Fensters, trommelte einige Augenblicke an den Scheiben und trat dann plötzlich an den Tisch zurück.

„Katharine", sagte er leise, „die Trauung, die wir un-

terstützt haben, kann längst vergessene alte Geschichten aufwühlen . . ."

Auch die Gattin erhob sich und legte das Strickzeug zusammen.

„Schwarzseher, der Du bist, warte doch, bis es dahin kommt."

„Katharine!"

„Philipp!"

„Antworte mir."

„So frage doch, Du Feigling . . . Ich begreife Dich nicht . . Um den Adolar vom Tode zu retten, hast Du einen bewunderungswürdigen Muth gezeigt, und jetzt zitterst Du wie ein altes Weib . . ."

„Nein, Frau, Feigheit kenne ich nicht, aber ich bin bedächtiger geworden und liebe die Ruhe über Alles."

„Deine Ruhe, Alter, wird Niemand stören; nimmt man Dir den Kastellanposten, was eben nicht wahrscheinlich ist, so hat dies auch Nichts zu bedeuten, denn wir besitzen ein Vermögen, dessen Zinsen uns vor Hunger und Elend schützen. Wir ziehen in eine kleine Stadt und leben unabhängig . . ."

„Das meine ich nicht, Frau!" unterbrach Philipp die Redselige.

„Nun, was meinst Du denn?"

„Denke Dir den Fall, es käme Jemand und fragte: „Katharine, wohin hast Du das zarte Mädchen gethan, das man Dir einst übergeben hat?"

„Dann, mein lieber Alter, werde ich zu antworten

wissen; zünde die Nachtlampe an, wir wollen schlafen gehen. Ach, ich habe mit dem Manne meine liebe Noth! Das Alter macht sich bei Dir schon recht bemerkbar."

Sie ging in den Alkoven und begann sich auszukleiden.

„Na, wie Gott will", murmelte Philipp; „mag die Frau für mich denken und handeln, ich bedarf der Ruhe."

Nachdem er die Lampe angezündet, die in einer Krystallschaale stand, folgte er dem Beispiele seiner Gattin: er suchte das Bett auf. Die ungewöhnlichen Anstrengungen, die der Tag ihm gebracht, hatten ihn ermüdet; er schlief bald ein. Frau Katharine empfand keine Scrupel, sie sank lächelnd dem Schlafe in die Arme.

Dies war der Hochzeitstag des Erbprinzen und der Sängerin Sophie Birnstiel.

---

## XIV.

## Die beiden Väter.

Birnstiel der Künstler, hatte sein Nachmittagsschläfchen gehalten; er saß auf dem Sopha, rauchte und trank Kaffee Da meldete die Magd den Besuch Hausteins an.

„Willkommen!" rief er dem Freunde entgegen, der eintrat.

Beide Männer schüttelten sich herzlich die Hände.

Haustein saß neben dem Freunde und trank und rauchte. Man sprach von den Töchtern, die zu Gastrollen ausgezogen waren.

„Wie?“ fragte Birnstiel, „auch ihre Tochter ist fort?“

„Haustein erzählte den späten Besuch, den er von Sophien erhalten.

„Seht diese Mädchen!“ rief der Künstler. Meine Tochter hat mir von Dorotheas Absicht nicht ein Wort gesagt. Ich weiß nur, daß sie allein der Einladung gefolgt ist. Dorothea ist noch nicht so weit, daß sie sich auf fremden Bühnen in größeren Rollen mit Erfolg zeigen kann; ich würde ihr abgerathen haben, wenn sie mich gefragt hätte. Aber die Freundinnen sind unzertrennlich . . .“

Wiederum trat die Magd ein.

„Was giebt es?“

„Herr, ein Mann wünscht Sie zu sprechen.“

„Ein Mann?“

„Er selbst, so sagt er, müsse Ihnen einen Brief übergeben . . .“

„Laß ihn kommen.“

Der von Tannenfels abgesandte Reitknecht trat ein.

„Sie sind doch Herr Birnstiel?“ fragte er, um sich über die Person dessen zu vergewissern, den er suchte.

„Ich bin Birnstiel“, rief erstaunt der Künstler; „wer sind Sie? Woher kommen Sie? Was bringen Sie mir?“

Der Bote zog einen Brief aus der Ledertasche, die er an der Seite trug.

„Gegen Abend“, fügte er hinzu, „reite ich zurück; ich werde kommen und die Antwort holen, die auf jeden Fall mitzubringen mir befohlen ist. Warten kann ich nicht, da ich noch Manches zu besorgen habe.“

Er entfernte sich.

Der Künstler hatte die Adresse gelesen.

„Die Handschrift meiner Tochter!" murmelte er. „Seltsam, daß sie den Brief nicht durch die Post schickt."

Haustein sah, daß der Freund ängstlich das Siegel erbrach und zu lesen begann; auch ihn beschlich ein banges Gefühl, da er wußte, daß seine Tochter bei Sophien war und die Annahme, es sei Außergewöhnliches geschehen, lag sehr nahe.

„Herr, mein Gott!" rief der bebende Künstler.

Haustein fragte zitternd:

„Was ist denn geschehen? Was enthält der Brief?"

Die Zeilen, die Birnstiel nun las, schienen ihn zu beruhigen; aber er zuckte doch mit den Lippen und seine großen Augen glühten. Gierig las er den Brief bis zu Ende.

„O! o!" murmelte er, das Papier langsam auf den Tisch legend. „Sophie, warum hast Du mir das gethan?"

Er starrte einige Augenblicke düster vor sich hin.

„Freund", fuhr er plötzlich auf, „können Sie es fassen?"

„Ich habe keine Ahnung . . . ist unseren Töchtern ein Unglück begegnet?"

„Lesen Sie!"

Haustein ergriff zitternd den Brief; es war der des Prinzen, der die in aller Stille vollzogene Vermählung anzeigte, den Schauspieler „Vater" nannte, sich unbeschreiblich glücklich pries und die nachträgliche Einwilligung und den Segen des Vaters erbat. Zugleich versicherte er, daß er seine Gemahlin hochachten werde, als ob sie fürstlichem

Geblüte entsprossen sei. Daß er so rasch und heimlich verfahren, entschuldigte er mit seiner Stellung und den Vorurtheilen des Hofes, die er mit einem Schlage hätte vernichten wollen. Den Schluß des Briefes bildeten einige Phrasen von Seelenadel, angeborene Freiheit des Menschen und dem höchsten Glücke, das wahre Liebe schaffe, die nicht nach Rang und Reichthum frage. Die Unterschrift lautete wörtlich: „Ihr Sie verehrender Schwiegersohn . . . Prinz Adolar.“ Haustein mußte noch einmal lesen, er wollte seinen alten Augen nicht so recht trauen; aber die Zeilen blieben dieselben und der Inhalt kam dem Demokraten so außerordentlich vor, daß er den Schreiber des Briefes achten mußte.

Birnstiel hatte indeß den Brief seiner Tochter gelesen, den er in dem Couvert vorgefunden. Auch diesen übergab er dem Freunde, der ihn las. Haustein nahm als sicher an, daß Dorothea bei der Freundin sei. So wußten nun die beiden Väter um den Stand der verhängnißvollen Dinge und sie begriffen, daß es unmöglich sei, das Geschehene rückgängig zu machen. Der Schauspieler lächelte bitter vor sich hin; er strich das graue Haar empor, rieb sich die Stirn und sagte wie im Traume:

„Meine Tochter ist dem Prinzen angetraut und ich habe einen fürstlichen Schwiegersohn!“

Dann brach er in ein seltsames Lachen aus.

„Freund“, rief Haustein erschreckt, „fassen Sie sich doch die Ehre Ihrer Tochter ist nicht gefährdet; Sophie hat durch ihre Liebenswürdigkeit einen Seig errungen, um den

manche hochgestellte Dame sie beneidet. Was ist denn eigentlich geschehen? Ist ein Prinz zu gut für ein schönes und tugendhaftes Bürgermädchen? Ich fange an diesen Adolar zu achten, der den Muth hat, sich durch diese Ehe dem Volke zu nähern."

„Ich glaube nicht an die Trauung!" rief Birnstiel.

„Sophie wird den Vater nicht belügen; auch hält sie auf Sitte und Ehre, ich weiß es. Wenn sie nun einen bürgerlichen Mann geliebt hätte, vielleicht einen Schauspieler, der sie, statt zu beglücken, ins Elend gestürzt haben würde . . . Freund, des Prinzen Liebe muß eine aufrichtige sein, da er sie durch den Act der Trauung besiegelt hat. Und nun denken Sie an den Fürsten selbst, der sich die zweite Gemahlin aus dem Bürgerstande geholt hat . . . Da die Kirche den Bund der jungen Leute gesegnet hat, ist er nicht mehr anzufechten. Der Schritt war kühn, aber der Verständige muß ihn billigen und, Freund, über Thatsachen läßt sich nicht streiten. Geben Sie Ihre Einwilligung, daß die Tochter sich ganz des Glückes erfreuen möge, das die Ehe ihr bietet."

Es bedurfte langer Zeit, ehe der erregte Künstler sich fassen konnte; als er die beiden Briefe noch einmal gelesen hatte, ward er ruhiger.

„Ich traue den Großen nicht", rief er; „man hat mit meiner leichtgläubigen Tochter eine Komödie gespielt!"

„Reisen Sie nach Tannenfels und überzeugen Sie sich!"

Der alte Künstler zuckte zusammen.

„Das ist eine Idee!" murmelte er.

„Sprechen Sie mit dem Schwiegersohn und hören Sie die Tochter; Sie können ja heute noch reisen.“

„Ich reise auf der Stelle!“

„Nehmen Sie die Garderobe Sophiens mit sich!“

Birnstiel zog einen Koffer in das Zimmer, öffnete Kisten und Kasten und begann zu packen, das heißt, er warf die einzelnen Stücke hastig in den Koffer.

„O, o“, rief er plötzlich, „da fällt mir ein . . .“

„Was, Freund, was?“

„Ich habe diesen Abend eine große Rolle zu spielen.“

„So spielen Sie und reisen Sie morgen früh.“

„Die Unruhe tödtet mich, ich kann nicht spielen; ich bin zerstreut, verwirrt . . . der Teufel hole das Metier! Soll ein Vater, dem das einzige Kind gestohlen ist, Witze reißen auf der Bühne?“

„Das Kind ist Ihnen ja nicht gestohlen.“

Birnstiel ergriff pathetisch die Hand Hausteins.

„Freund“, rief er, als ob er auf der Bühne stände, „wissen Sie, was es heißt, eine gute Tochter verlieren?“

Seine Augen rollten und sein bleiches Gesicht begann sich zu röthen.

„Wissen Sie“, fuhr er fort, „was es heißt, dem hochgestellten Verführer unter die Augen zu treten? Ich komme zu spät, viel zu spät! Und doch muß ich fort, es leidet mich hier nicht länger. Ja, ich will fort, mag daraus entstehen, was wolle.“

Er setzte sich an den Secretair, schrieb ein Billet und siegelte es. Dann befahl er der Magd, das Billet rasch

in das Theaterbüreau zu bringen. Die Magd eilte davon. Birnstiel setzte in fieberhafter Hast das Geschäft des Einpackens fort; er wählte nicht, er warf ohne Unterbrechung in den Koffer, was er gerade erfaßte: Wäsche, Kleider, Schmucksachen und Theaterflitter. Haustein ward besorgt um den Freund; er sprach ihm zu, schilderte die Dinge als ungefährlich und pries den Prinzen als einen humanen, vernünftigen Mann, der alberne Vorurtheile über Bord werfe. Der Künstler hörte es kaum; als er den Koffer vollgepackt und geschlossen hatte, sank er ermüdet auf das Sopha nieder. Anstrengung und Angst hatten ihm Schweiß erpreßt, der in großen Tropfen an der Stirn perlte. Er sprach nicht mehr, er grübelte nur und murmelte von Zeit zu Zeit unverständliche Worte. Die Ruhe, die er anfangs gezeigt, hatte einen seltsamen Charakter angenommen. Der arme Vater schien auf die Vorstellungen des Freundes nicht mehr zu hören. Da saß er, die Arme unter einander geschlagen, und starrte zur Decke empor. So oft er murmelte, schüttelte er das graue Haupt und seufzte tief und schwer. Man errieth, daß er vergebens nach Trostgründen suchte und die Tochter entschuldigen wollte.

„Hätte sie mich nur nicht hintergangen!“ flüsterte er „Und ich war blind, stockblind . . . Während ich auf Sophiens Ehrlichkeit baute, hinterging sie mich . . . und wie habe ich sie ermahnt, wie gewarnt! Sie hat heimlich Umgang gepflogen mit dem Prinzen . . . o, wie wird mein guter Name beschimpft werden! Da ist der Vater der leichtsinnigen Tochter, werden die Leute sagen . . . Da ist der

alte Birnstiel, der mit Rechtlichkeit und Ehrbarkeit kokettirte . . . er hat gewußt, daß sein Töchterlein um die Gunst des Prinzen buhlte . . . und ich war doch der Hintergangene, der Betrogene, trotzdem ich wie ein Argus gewacht habe. Das ist Kindesdankbarkeit, das ist der Lohn für mein redliches Mühen. Verflucht sei der Entschluß, mein Kind die Bühne betreten zu lassen!"

Er schlug mit der flachen Hand an die Stirn und sprang auf.

„Freund", fragte Haustein, „wollen Sie auf mich nicht mehr hören?"

Dem alten Künstler traten die Thränen in die Augen.

„Ach", seufzte er, „ich bin recht elend!"

„Die erhitzte Phantasie spiegelt Ihnen Bilder vor, die nicht existiren. Es ist überhaupt ungerecht, Sophien zu verdammen, bevor Sie sie gehört und sich von der Lage der Dinge überzeugt haben. Seien Sie ein Mann, ein deutscher Mann . . . Sie können Ihren Schwiegersohn beeinflussen und auf diese Weise zu Gunsten des Volkes wirken. Vergessen Sie nicht, daß der Prinz der Nachfolger seines Vaters ist. Urtheilen Sie von diesem Gesichtspuncte aus und Sie werden dem Vaterlande noch wichtige Dienste zu leisten im Stande sein. Noch einmal, Freund, seien Sie ein Mann und denken Sie an die Prüfungen, die mir vom Schicksale auferlegt worden ... hätte ich mich der Verzweiflung überlassen, ich würde längst untergegangen sein. Ordnen Sie als verständiger Vater die Angelegenheit Ihrer Tochter und es wird Alles gut werden."

Die Magd kam zurück; ihr folgte der Theaterdiener Bollmann, der im Namen des Intendanten den Künstler bewegen wollte zu spielen, da das Stück nicht ausgesetzt werden könne. Der Theatermerkur schloß seinen salbungsvollen Vortrag mit den Worten:

„Der größte Mime unseres Jahrhunderts wird seinen Ruhm nicht mit einer That des Eigensinns beflecken, die ihn in den Augen aller Kunstverständigen herabsetzt.“

„Verrückter Mensch!“ rief Birnstiel. „Sagen Sie Ihrem Herrn und Meister, daß ich nicht spiele!“

Bollmann schnitt ein bittersüßes Gesicht.

„Wenn Sie mich auch beleidigen, Herr Hofschauspieler ... ich bin daran gewöhnt, die Launen großer Künstler zu ertragen. Der allerhöchste Hof verspricht sich einen besondern Genuß von Ihrer heutigen Leistung, und Sie werden auf jeden Fall die Erwartungen erfüllen, die in Sie zu setzen ...“

„Ich spiele nicht!“ erklärte Birnstiel, der hoch aufgerichtet vor dem Theaterdiener stand.

„Es ist unmöglich, eine andere Vorstellung herauszubringen.“

„So schließen Sie den Affenkasten, den man Hoftheater nennt!“

„Aber, lieber Herr ...“

„Ich spiele nicht!“ rief der Künstler mit starker Stimme

„Aber warum denn nicht?“

„Nein, nein!“

„Sie haben noch keinen Grund angegeben.“

„Weil ich nicht will!“

Der Theaterdiener betrachtete den Künstler mit lauernden Blicken.

„Lieber Herr“, sagte er in einem Tone, der mitleidig klingen sollte, „man wird Ihnen den Theaterarzt senden.“

„Ich bin nicht krank!“

„Und doch scheint es so.“

„Unverschämter Knecht!“

Vollmann zuckte mit den Achseln.

„Ich habe meine Pflicht gethan“, murmelte er; „Sie erklären also . . .“

„Daß ich auf keinen Fall spiele! Feiler Knecht, bestellen Sie das Ihrem Herrn! Und nun stören Sie mich ferner nicht . . . hinaus!“

Des Schauspielers hatte sich eine unbeschreibliche Wuth bemächtigt; er riß die Thür auf und deutete mit beiden Händen hinaus. Der Theaterdiener verneigte sich und ging. Birnstiel begann sich anzukleiden.

„Nun will ich reisen!“ rief er. „Freund, besorgen Sie mir einen Miethswagen, der mich nach Tannenfels bringt.“

Haustein übernahm die Besorgung und entfernte sich; er hielt es für das Beste, daß der arme Vater zu der Tochter reiste. Eine halbe Stunde später hielt der Wagen vor der Thür und Haustein trat in das Zimmer des Künstlers.

„Sind Sie fertig?“

„Ja, Freund. Und der Wagen?“

„Hält an der Thür.“

„Ich danke Ihnen.“

„Nun bitte ich Sie um eine Gefälligkeit“, sagte Haustein.

„Bestimmen Sie, bestimmen Sie.“

„Veranlassen Sie meine Tochter, daß sie sofort zu mir zurückkehre; sagen Sie ihr, ich sei sehr besorgt . . .“

„Morgen wird Dorothea eintreffen.“

Die Freunde umarmten sich. Die Magd hatte schon den Koffer hinuntergeschafft und dem Kutscher übergeben. Birnstiel eilte die Treppe hinab, warf sich in den Wagen und fuhr ab, nachdem er dem Rosselenker einige Weisungen ertheilt hatte. Haustein schritt seiner Wohnung zu, die er bald erreichte; er hatte viel Stoff zum Nachdenken; die Mesalliance des Erbprinzen war ein Ereigniß, das den Hof und die Aristokratie in große Bewegung setzen mußte. „Ist es ein Glück“, murmelte er vor sich hin, „daß Sophie den Prinzen geheirathet hat, so gönne ich ihr dieses Glück von ganzem Herzen; bereitet aber der Mann seiner Gattin Kummer und Elend, so verdient er das Zuchthaus. Unrecht bleibt es, daß Sophie den Vater hintergangen hat . . . Wer hätte das hinter diesem naiven Mädchen gesucht! Herr Gott, was werde ich wohl noch an meiner Dorothea erleben! Ich bedaure es, daß sie sich dem Theater gewidmet hat. Doch, meine Tochter ist ein gutes, charakterfestes Mädchen, sie hat meine Lehren zu Herzen genommen und wird sich von dem Strudel der großen Welt nicht hinreißen lassen.“

Der Nachmittag war verflossen. Den Abend verbrachte Haustein mit der Berichtigung seines Tagebuches; er ging zeitig zur Ruhe und erhob sich am nächsten Morgen spät. Die sorgende Tochter fehlte ihm überall. War die Zeit auch kurz, die er mit ihr verlebt, so hatte er sich doch an die eingeführte Hausordnung so gewöhnt, daß die Unterbrechung derselben ihm Unbehaglichkeit bereitete. Das Frühstück nahm er in einem Kaffeehause ein. Den Tag verbrachte er in seinem Stübchen, da er auf Birnstiels Brief wartete. Seine Besorgniß um Dorothea wuchs mit jeder Stunde; er konnte sich nicht verhehlen, daß sie einen sehr schlüpfrigen Boden betreten hatte. Es war dunkel und der Postbote brachte immer noch keinen Brief. „Es ist wohl unmöglich", tröstete der Harrende sich, „daß Birnstiel, der ohne Zweifel sein Wort halten wird, so rasch einen Brief befördern kann; ich werde morgen Nachrichten erhalten." Sechs Uhr war vorüber, als an die Thür geklopft ward. Der Alte öffnete und ein Bote trat ein, der einen Brief von Tannenfels brachte.

„Sie sind doch Herr Haustein?" fragte er.

„Derselbe, der sehnlichst einen Brief von dem Schlosse Tannenfels erwartet."

„So bitte ich um Quittung über diese Depesche."

Haustein quittirte. Der Bote versprach, ehe er ging am folgenden Morgen nachzufragen, ob der Herr eine Antwort ihm mitgeben wollte. Ruhig öffnete der Alte den Brief, der, nach seiner Meinung, eine Unglücksbotschaft nicht enthalten konnte. Dorothea leistete der Freundin

Gesellschaft, so wähnte er, und könne, wenn er es wünschte, zu jeder Zeit zurückkehren. Aber er hatte sich getäuscht, Birnstiel schrieb, daß die Vermählung wirklich vollzogen sei, daß Dorothea aber fehle und ohne allen Zweifel sich in der Gewalt der Ministerin befinde, die längst danach gestrebt, ihre Tochter von der Bühne zu entfernen. Der Prinz wollte eifrig nachforschen lassen, aber auch Haustein möge nicht unthätig bleiben und in der Residenz das Seinige thun. Den Schluß des Briefes bildeten Tröstungen und das Versprechen des Prinzen, für Vater und Tochter sorgen zu wollen.

„Ich habe es gefürchtet!" flüsterte Haustein bestürzt. „Die boshafte Lisbeth konnte ja nicht ruhig bleiben, sie mußte die Tochter vertreiben, die ihr längst ein Dorn im Auge gewesen. Es ist unbegreiflich, unerhört! Aber habe ich als Vater denn nicht Rechte, die ich geltend machen kann? Darf das Weib ungestraft Schändlichkeiten begehen, die in einem wohlgeordneten Staate unerlaubt sind? Dieser Fall reißt mich empor aus meiner Ruhe, er spannt mich zum Handeln an. Und ich werde zeigen, daß ich ein Mann bin, der für sein Kind einzustehen weiß. Es unterliegt keinem Zweifel: Lisbeth hat mir die Tochter gestohlen, den letzten Rest von Glück, der mir auf dieser Erde geblieben."

Mit dem Schmerze über den Verlust mischte sich der Zorn über das treulose, bösartige Weib.

„Warum läßt sie mich nicht in Ruhe?" rief er aus. „Warum verfolgt sie mich und meine Tochter?"

Er ging überlegend auf und ab.

„Feigheit kenne ich nicht“, rief er plötzlich; „ich werde handeln!“

Bebend zog er den Winterrock an, nahm Hut und Stock, verschloß die Thür seiner Wohnung und verließ das Haus. Die Glocken der Stadt verkündeten die siebente Abendstunde. Es war wieder kalt geworden, ein scharfer Wind strich durch die Straßen, die um diese Zeit sehr belebt waren. Die Gaslaternen brannten und aus den Läden strahlte noch helles Licht.

„Guten Abend, Herr Haustein!“ rief dem Eilenden eine Stimme zu.

Ernst von Schwarzenhorn trat ihm vor einem Manufacturladen entgegen, aus dessen großem Schaufenster ein helles Licht drang. Der junge Mann war elegant gekleidet; er trug einen langen Winterrock nach der neuesten Mode, hatte einen weißen Shawl um den Hals geschlungen, der Kinn und Mund bedeckte, und schwang einen Rohrstock in der fein gantirten Hand. Ein hoher Cylinderhut bedeckte seinen Krauskopf. Ein vollständiger Dandy stand vor dem erregten Haustein, dem es lieb war, einige Augenblicke zu ruhen.

„Sie sind es doch?“ fragte Ernst.

„Ich bin es!“ stöhnte der Alte.

„Sind Sie krank?“

„Das eben nicht.“

„Ich habe Fräulein Dorothea lange nicht gesehen . . .“

„Warten Sie, lieber Herr . . .“

„Aber was ist Ihnen denn, lieber Herr Haustein? Mir kommt es vor, als ob Sie zitterten.“

„Lassen wir das, ich bin ein wenig erregt vom raschen Gehen . . . Sie werden mir gewiß eine Gefälligkeit erzeigen.“

„Tausend für eine, alter Herr. Bestimmen Sie über mich, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

Er ergriff den Arm des Alten und zog ihn aus dem Gewühle fort.

„Was fordern Sie von mir?“

„Führen Sie mich zu dem Hause des Ministers von Nußbaum.“

„Ah, dorthin wollen Sie!“

„Ja, ich muß.“

„Der Minister ist soeben nach dem Schlosse gefahren.“

„Mit dem Minister habe ich Nichts zu schaffen.“

„Aber mit der Ministerin?“ fragte Ernst rasch.

„Ich will sie sprechen.“

Der junge Mann führte seinen Begleiter durch eine Nebenstraße, dann kamen sie auf den Platz, an dem das Haus des Ministers lag.

„Hier wohnt Onkel Nußbaum!“ flüsterte Ernst.

Haustein sah an dem alten, stattlichen Gebäude empor. Bisher hatte er vermieden, über den Platz zu gehen, er erblickte demnach zum ersten Male das Haus, in dem seine einstige Frau, die Mutter seiner Tochter, wohnte. Eine große Laterne erhellte die verschlossene Thür, zu der drei Stufen hinanführten. Neben dem Minister wohnte der

commandirende General der Landesarmee; der Gardegrenadier, der hier Wache hielt, dehnte seinen Gang bis zu dem Hause des Ministers aus; man hörte seine starken Schritte, die bald näher kamen, bald sich entfernten. Jenseits des weiten stillen Platzes sah man die erleuchteten Fenster des fürstlichen Schlosses. Das Geschäftsleben schwieg in diesem aristokratischen Theile der Residenz, die Aristokratie überließ das Erwerben und die Sorgen und Mühen des irdischen Erdenwallens dem Volke. Nur wenn Feste gefeiert wurden, rasselten hier die Karossen, und Mittags bei Abhaltung der Wachtparade ertönten die Klänge der Militairmusik.

Das Haus des Ministers lag so still, als ob es unbewohnt wäre.

„Frau von Nußbaum ist zu Hause!“ flüsterte Ernst.

„Wie können Sie das wissen?“ fragte der ehemalige Pfarrer.

„Jene erleuchteten Fenster sind die des Boudoirs der allmächtigen Dame; auch ist sie allein . . . hätte sie Besuch, so würde sie sich in dem angrenzenden Salon befinden. Sie kommen, wenn Sie die Dame allein sprechen wollen, zu rechter Zeit. Gehen Sie, ich werde Ihre Rückkehr erwarten, um Sie dann nach Hause zu begleiten.“

Ernst von Schwarzenhorn sprang die Stufen hinan und zog die Glocke. Als Haustein zu ihm trat, ward die Thür schon geöffnet.

Jean, der Kammerdiener, der zufällig auf der Haus-

flur beschäftigt war, hatte den Dienst des Portiers übernommen; er stand stolz auf der Schwelle.

„Das trifft sich gut!“ rief Ernst, der sich nun zeigte.

Der Bediente äußerte freudiges Erstaunen, als er den Neffen seines Herrn erblickte. Ernst reichte ihm hastig die Hand.

„Jean, alter Freund, Sie werden mir eine Gefälligkeit erzeigen.“

„In Geldangelegenheiten, junger Herr, kann ich Nichts thun.“

„Ich brauche für den Augenblick kein Geld.“

„Das klingt tröstlich. Was wünschen Sie sonst?“

„Hier ist ein Herr . . .“

„Ich sehe ihn.“

„Melden Sie ihn der gnädigen Frau an, die, wie ich bestimmt weiß, zu Hause ist.“

„Excellenz ist zu Hause, indeß . . .“

„Machen Sie keine Umstände, Freund Jean!“

„Die Zeit des Empfangs ist längst vorüber; Excellenz leidet an Migräne und will allein sein. Sie wissen junger Herr . . .“

„Ich weiß nur, daß Sie diesen Mann anmelden müssen und anmelden werden.“

Jean zuckte mit den Achseln.

„Bedaure sehr, Herr von Schwarzenhorn; ich darf dem streng ertheilten Befehle nicht zuwider handeln.“

„Und doch, Freund!“

„Nein, nein!“

Ernst wandte sich an Haustein.

„Lassen Sie mich zu diesem kundigen Thebaner ein Wort im Vertrauen sprechen, daß er gefügig werde. Bitte, warten Sie einige Augenblicke.“

Er drängte den Bedienten mit freundlicher Gewalt in das Haus zurück, das von einer Laterne schwach beleuchtet ward.

„Jean“, flüsterte er, „Sie können der Excellenz, Ihrer guten Freundin, einen empfindlichen Streich spielen, ohne daß Sie den Verdacht auf sich ziehen, eine Malice verübt zu haben.“

Jean lächelte schon.

„Es ist wahr“, murmelte er, „ich habe die Excellenz fest in mein Herz geschlossen, so fest, daß sie unsere Kutschpferde nicht herausziehen; aber, mein lieber Neffe, die Ruhe im Hause geht mir über Alles.“

„Ihre Ruhe kann nicht gestört werden.“

„Wer ist denn der Mann?“ fragte der Bediente ganz leise.

„Errathen Sie es nicht?“

„Ich habe keine Ahnung.“

Ernst flüsterte ihm geheimnißvoll und betonend ins Ohr:

„Haustein.“

„Wie!“

„Der erste Mann der Excellenz, den sie lieblos verlassen hat.“

Der Bediente sah über die Achsel des entlassenen Lieu-

tenants hinweg, um den auf der Thürschwelle harrenden Haustein zu beobachten.

„Hat er nicht im Arbeitshause gesessen?"

„Freilich."

„Was will er von seiner Frau?"

„Ich weiß es nicht; es kann uns auch nicht kümmern, sorgen Sie, daß er vorgelassen werde, weiter ist Nichts nöthig."

Das war Wasser auf die Mühle des Bedienten, der längst auf eine Gelegenheit gewartet hatte, der stolzen Lisbeth, die ihn so oft gekränkt und seinen guten Dienst zu untergraben suchte, einen empfindlichen Streich zu versetzen. Das bleiche, kummervolle Gesicht Hausteins verrieth noch immer den ehemaligen Pfarrer, dies erkannte Jean; aber er fragte doch:

„Herr Lieutenant, ist jener Mann wirklich Haustein?"

„Auf mein Ehrenwort!"

„Wie fange ich es denn an?"

Ernst zog ein Papier aus der Tasche.

„Uebergeben Sie der Dame diese Karte."

Jean trat unter die Laterne und las: „Isidor von Gröpern."

„Was soll das?" fragte er dann.

„Excellenz wird sich beeilen den Mann einzulassen; was sonst geschieht, ist ihre Sache nicht. Verstehen Sie mich doch, Jean . . . Sie überreichen nur diese Karte"

„Gut, ich werde sie überreichen."

Ernst sagte zu dem Alten:

„Herr Haustein, folgen Sie dem vertrauten Kammerdiener Sr. Excellenz und Sie werden zu der Dame gelangen, die Sie zu sprechen wünschen. Mich treffen Sie auf der Straße, wo ich einen Spaziergang machen werde.“

Er verließ das Haus und schloß die Thür hinter sich.

Jean nahm die brennende Kerze, die auf dem Treppenpfosten stand und beleuchtete den Gast. Wahrlich, das mußte der Pfarrer sein, der jahrelang im Arbeitshause geschmachtet hatte.

„Sie wollen also die Excellenz sprechen?“ fragte er.

„Frau von Nußbaum, wenn es irgend möglich ist.“

„Es wird schon möglich sein.“

Und Jean lächelte wie ein Kobold, während er die mit Teppichen belegte Decke hinanstieg.

„Therese ist ausgegangen“, flüsterte er vor sich hin; „ich practicire den entlassenen Sträfling in das Boudoir der Frau Ministerin. Einen kleinen Aerger wird sie doch haben und ein solcher kann ihr nicht schaden. Es ist nicht zu verlangen, daß ich alle Personen kenne, die sich anmelden lassen . . . die Karte ist Legitimation genug.“

Auf dem Corridor des ersten Stocks öffnete Jean eine Thür. Der Gast trat in das Vorzimmer des Boudoirs, das wir kennen. Es ward durch eine Lampe unter Glas erhellt. Haustein entblößte sein Haupt, aber er behielt Hut und Stock in der Hand.

„Gedulden Sie sich einige Augenblicke, ich werde Sie der Excellenz anmelden.“

Nach diesen Worten verschwand der Kammerdiener.

Haustein hatte sich umgesehen; er schüttelte das ergraute Haupt, indem er murmelte:

„Das Vorzimmer Lisbeths ist ein Prachtsaal gegen mein Dachstübchen! O, das ist ein schwerer Gang; aber ich wage ihn, weil ich muß. Die Erinnerung will ich verbannen aus meinem Herzen, will keine Spur von Rührung oder Bedauern zeigen; der Ernst des geprüften Mannes ist hier an rechter Stelle und ich will ihn zeigen diesen Ernst... es handelt sich ja um mein liebes Kind, das ich der tückischen Mutter entreißen muß."

Er athmete tief auf und trocknete das feuchte Auge. Das Herz war ihm doch recht schwer, er hatte die Frau zu lieb gehabt, die ihn, weil er arm und elend geworden, verlassen hatte. Jetzt stand er in dem Vorzimmer der Ministerin, seiner Lisbeth, der Mutter seiner Dorothea ... er kam, um mit ihr wegen des Kindes zu rechten.

Jean kehrte zurück.

„Treten Sie ein, Herr von Gröpern!" sagte er laut.

Haustein hörte diese Worte kaum, er war ja zu erregt; aber festen Schrittes betrat er das Boudoir, dessen Thür der Bediente hinter ihm schloß. Lisbeth, in einer reizenden Hausrobe, saß auf dem Divan. Auf dem Tische vor ihr brannte eine große Astrallampe, deren Kuppel von einem grünen Schleier bedeckt ward. Ein mildes, angenehmes Licht erfüllte den duftenden Raum, der dem armen Haustein wie das Cabinet einer Fürstin erschien.

„Was ist das?" fuhr Lisbeth auf. „Man hat mir ei-

nen Herrn von Gröpern angekündigt und nun steht ein Mann vor mir . . ."

„Der Ihnen ohne Zweifel bekannt sein wird, wenn Sie seine Stimme hören und seine frühgealterten Züge sehen. Ich weiß nicht, warum man mir einen andern Namen beigelegt hat . . . der Name thut auch Nichts zur Sache; ich bin Haustein, der vom Amte entsetzte Pfarrer, der abgestrafte politische Verbrecher . . . er kommt seines Kindes wegen!"

Die letzten Worte hatte er mit starker Stimme gesprochen. Der arme Mann bebte am ganzen Körper, er mußte sich auf den Stock stützen, um festen Fuß zu behalten.

Excellenz verließ den Divan. Ihr faltenreiches Gewand rauschte, als sie hinter dem Tische hervortrat.

„Dorotheas wegen kommen Sie?" fragte sie bebend.

„Ich fordere sie von Ihnen zurück."

Jetzt begegneten sich die Blicke der beiden Gatten. Haustein blieb fest, aber Lisbeth gerieth in eine Verwirrung, die sie nicht bemeistern konnte.

„Es geziemt sich zwar nicht, daß ich Sie empfange, Herr Pastor."

„Nennen Sie mich Haustein, ich bekleide kein Amt mehr."

„Und wenn ich Sie bitte, unsere Unterredung abzukürzen, so erfülle ich eine Pflicht, die ich meiner Gesundheit schuldig bin."

Dieser kalte, stolze Ton erleichterte Haustein das Bemühen, Strenge und Ernst zu bewahren.

„Es kommt auf Sie an, Madame, sich meiner rasch zu entledigen.“

„So zweifeln Sie nicht, daß ich Alles aufbieten werde . . .“

„Wo haben Sie mein Kind?“ rief Haustein mit lauter Stimme.

„Ich weiß Nichts von Ihrem Kinde.“

„O, Madame, diese Verstellung steht Ihnen übel an! Wie Sie auch Kälte und Stolz affectiren, ich lasse mich so leicht nicht abweisen. Der Vater, der sein einziges Gut, sein Kind, reclamirt, ist kein schüchterner Petent, er hat das Recht zu fordern und darum fordert er.“

Lisbeth sah den Mann forschend an, sie mochte ihn für geisteskrank halten.

„Ich begreife Sie nicht!“

„Sie haben mir durch List und Gewalt das Kind geraubt, an dem meine ganze Seele hängt . . . Sie haben Dorothea entfernt, weil es Ihnen lästig war, daß sie als Sängerin das tägliche Brod für sich und mich verdiente.“

„Nein!“ rief Lisbeth stolz. „Bis zu einer heimlichen Entführung lasse ich mich nicht herab! Ich höre von Ihnen das erste Wort über diese Angelegenheit, die mich in demselben Grade unangenehm berührt als Sie, obgleich ich längst aufgehört habe Dorothea als meine Tochter zu betrachten. Die Vergangenheit liegt abgeschlossen hinter mir, ich lebe nur noch der Gegenwart und der Zukunft.

Mit diesem Bekenntnisse, Herr Haustein, begnügen Sie sich und glauben Sie mir, daß ich das Interesse an Dorothea verloren habe. Noch im verflossenen Herbste, ich gestehe es offen, machte ich den letzten Versuch, das arme Kind zu mir herüberzuziehen . . . der Versuch scheiterte an einer übel angebrachten Sentimentalität . . . vielleicht auch an dem Leichtsinne, den zu entdecken mir die traurige Gelegenheit geboten wird. Dorothea ist untergegangen in dem Strudel des gemeinen Lebens; ich fühle weder die Lust noch den Beruf sie zu retten. Ob sie auf der Bühne Lieder singt oder sonst ein Gewerbe treibt . . . ich kümmere mich nicht darum . . . fortgesetzte Hartnäckigkeit stumpft das Mitleiden ab und macht unempfindlich gegen die Noth Derer, denen man die Hand bieten wollte. Ich bedaure Nichts, als daß Sie mich in dem Verdachte halten, einen elenden Streich ausgeführt zu haben. Als Sie das Wohl Ihrer Familie mit Füßen traten trennten sich unsere Lebenswege . . . sie werden sich nie wieder vereinigen."

Lisbeth stützte die weiße Hand auf den Tisch und wartete, daß der lästige Gast sich entferne.

Haustein wußte nicht, was er beginnen sollte; die stolze Frau hatte mit einer Ueberzeugung gesprochen, daß sich an der Wahrheit ihrer Worte kaum zweifeln ließ. Und doch fühlte er sich versucht zu zweifeln; er kannte ja ihre Gewandtheit im Umgange mit den Leuten, ihre Tücke und Perfidie. Um nicht unverrichteter Sache das Feld zu räumen hielt er seine Behauptung aufrecht.

„Unmöglich, unmöglich!“ rief er.

„Was ist unmöglich?“

„Sie wissen um das Schicksal Dorotheas!“

Ein malitiöses Lächeln glitt über Lisbeths Züge.

„Ich versuche es ferner nicht, Ihre Meinung über mich zu berichtigen . . . wozu auch? Aber ich bedaure, daß Sie sich unter falschem Namen den Eintritt in mein Boudoir verschafft haben.“

„Was war das?“

Lisbeth deutete auf den Tisch.

„Dort liegt die Karte . . . Isidor von Gröpern steht auf dem glänzenden Blatte . . .“

Der Alte horchte hoch auf; er erinnerte sich den Namen bei der Ameldung gehört zu haben.

„Isidor von Gröpern?“ wiederholte er.

„Ja!“

Haustein vermuthete eine List Ernst von Schwarzenhorns.

„Ich bin, Madame, zu Ihnen gekommen und weiß nicht wie . . . gleichviel, ich bin da . . . Mein Zweck ist verfehlt, so viel begreife ich schon; ehe ich jedoch gehe bitte ich noch einmal . . . Sie können so furchtbar nicht an mir handeln!“ rief er laut. „Das Schicksal hat mir Alles, Alles genommen . . . geben Sie mir mein Kind zurück!“ Sie sind im Besitze aller irdischen Güter, Sorgen und Noth bleiben Ihnen fern . . . lassen Sie mir doch meine Tochter. Wollen Sie mir denn gar Nichts gönnen? Zum

letzten Male bitte ich, zum letzten Male nehme ich Ihr Mitleid in Anspruch . . ."

Der alte Mann stützte sich auf seinen Stock.

„Wähnen Sie nicht", entgegnete Lisbeth kalt, „daß ich die Schritte fürchte, die Sie etwa gegen mich zu unternehmen gedenken . . . Ich fürchte in meiner Stellung Niemanden!" fügte sie betonend hinzu. „Doch, erzählen Sie mir, was vorgegangen."

Haustein hatte kurz berichtet.

Lisbeth legte das höchste Erstaunen an den Tag.

„Wie", rief sie, „der Erbprinz wäre mit einer Schauspielerin verheirathet?"

„Ja! Bekannt muß es doch einmal werden."

„Die Quelle, aus der Sie geschöpft . . ?"

„Ist der Brief des Prinzen an den Schwiegervater..."

„Das ändert die Sachlage!" flüsterte Lisbeth. „In diesem Falle hat die mir feindlich gesinnte Partei gehandelt. Man hat statt der Birnstiel Dorothea entführt . . . Habe ich doch selbst geglaubt, Dorothea sei die Geliebte des Prinzen . . . O, Sie bringen mir da eine angenehme Nachricht! Ich werde forschen, um zu erfahren, wohin Dorothea gebracht ist."

Lisbeth nahm den Schleier von der Lampe, das Zimmer ward plötzlich ganz hell und Haustein sah nun deutlich die Gattin, die stolz wie eine Fürstin vor ihm stand. Sie war immer noch schön, so schön wie Haustein nicht erwartet hatte. Trug auch die Kunst der Toilette viel dazu bei, die Schöne frisch erscheinen zu lassen, so prägte

sich doch auch in ihrem ganzen Wesen eine Lebendigkeit aus, die nur jungen Frauen eigen ist. Als sie das graue Haar und die bleichen, eingefallenen Züge des einstigen Gatten sah, zuckte sie kaum merklich zusammen. Sonst war Haustein ein rüstiger, stattlicher Mann gewesen . . . das Arbeitshaus hatte ihn vor der Zeit alt gemacht. Das war ein seltsames Zusammentreffen! Die Frau stand als Excellenz, als Gattin des ersten Ministers im Staate, vor dem geschiedenen Manne, der jahrelang im Strafhause entwürdigende Arbeit verrichtet hatte, vor ihm, dem einstigen Seelsorger und Beichtvater einer zahlreichen Gemeinde. Und Beide hielten Berathung über das Kind, das ihnen so plötzlich entschwunden war. Wenn Haustein der Frau, die er für tückisch hielt, auch nicht traute, so wiederholte er ihr doch die Umstände, unter denen Dorothea die Reise angetreten hatte. Lisbeth war demnach über die Situation völlig im Klaren; sie versicherte wiederholt, daß ihr die soeben empfangenen Nachrichten neu seien und suchte zu überzeugen, daß sie bei der Entführung gar nicht mitgewirkt haben könne, da ihr der Plan des Erbprinzen unbekannt gewesen sei.

„Wir haben Feinde", schloß sie, „wie jeder Mensch sie hat; und diese haben uns einen Streich gespielt. Sie werden mir aufs Wort glauben, wenn ich Ihnen sage: Der Minister hätte die Trauung, von der Sie sprechen, eher verhindert als befördert."

Dies leuchtete dem Vater ein.

„Was beginnen wir nun?" fragte er.

„Ich werde mit den Mitteln wirken, die mir zu Gebote stehen. Uebrigens ertheile ich Ihnen einen Rath.“

„Rathen Sie mir.“

„Halten Sie die Mittheilungen Ihres Freundes, des Schauspielers, geheim und verbreiten Sie ein Gerücht nicht, das dem Hofe mehr als unangenehm ist. Lassen Sie mir Ihre Adresse zurück und ich werde Sie von dem benachrichtigen, was ich in Erfahrung bringe. Mehr kann ich für den Augenblick nicht thun, obgleich das Schicksal Dorotheas mir am Herzen liegt.“

Lisbeth nahm ein Taschenbuch aus ihrem Secretair, das sie dem Alten reichte.

„Verwenden Sie den Inhalt für unsere Tochter“, fügte sie hinzu.

Haustein wies es mit den Worten zurück:

„Ich bedarf des Geldes nicht.“

„Aber Dorothea . . .“

„Lassen wir das! Helfen Sie mir den Aufenthalt der Tochter ausforschen und ich werde Ihnen danken.“

Seufzend verließ Haustein das Boudoir. Lisbeth hielt ihn nicht zurück, sie gab ihm das Geleite bis auf den Corridor und hier befahl sie dem Diener, dem Herrn voranzu leuchten und ihm die Thür zu öffnen. Dann ging sie in ihr Gemach zurück. Sinnend blieb sie in der Mitte desselben stehen.

„Wenn es wahr wäre!“ rief sie aus. „Der Erbprinz hat eine Schauspielerin geheirathet . . . Demnach habe ich Dorothea im falschen Verdacht gehabt . . . Wer aber hat

sie entführt? Jetzt mag Isidor handeln, er ist der Mann, der hier zu wirken fähig. Auch Nußbaum soll wissen, was geschehen . . . Dies Factum ist von unberechenbarer Tragweite . . . und ich werde es ausbeuten. Isidor muß diese Nacht kommen . . . er kann sein Werk sogleich beginnen."

Lisbeth setzte sich an den Secretair und begann zu schreiben.

Haustein hatte die Straße erreicht. Kaum war die Thür hinter dem Alten geschlossen als Ernst von Schwarzenhorn erschien.

„Abgemacht?" fragte er leise.

„Ich glaube."

„Die Excellenz hat Sie natürlich empfangen?"

„Ich habe bis jetzt mit ihr gesprochen."

Haustein ging rasch über den Platz.

Der junge Mann merkte wohl, daß sein Begleiter nicht Lust hatte viel zu reden, daß also die Audienz bei der Ministerin den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Beide gingen schweigend neben einander, bis sie die Straße betraten, in der Hausteins Wohnung sich befand.

„Ich danke Ihnen, Herr von Schwarzenhorn", sagte der Alte; „Sie haben mir wirklich einen Dienst erwiesen. Hätten Sie die List nicht angewendet, die stolze Frau würde mich sicher nicht vorgelassen haben."

„Wie herzlos!"

„Empfangen Sie noch einmal meinen Dank und zählen Sie auf Gegendienste . . ."

„Dessen bedarf es nicht.“

„Gute Nacht!“

„Herr Haustein!“

„Was wünschen Sie noch?“

„Ich möchte Sie um eine längere Unterredung bitten . . .“

„Sie kennen meine Wohnung, junger Herr.“

„Darf ich morgen kommen?“

„Wann Sie wollen.“

„Gute Nacht denn; ich will Sie nicht länger abhalten sich der Ruhe zu überlassen. Gute Nacht, lieber Vetter!“

Die beiden Männer trennten sich. Haustein ging an seiner Wohnung vorüber tiefer in die Straße hinein. Ernst bemerkte es und folgte ihm in kurzer Entfernung.

„Seltsam“, dachte der ehemalige Lieutenant. „Haustein schien Eile zu haben, und doch geht er nicht nach Hause! In diesem Theile der Straße wohnen arme Leute . . . ich muß wissen, wohin mein Herr Vetter seine Schritte lenkt.“

Der Alte ging, ohne sich umzusehen, nach dem Hause, in welchem Kappe wohnte; er mußte lange klopfen, ehe ihm die morsche Thür geöffnet ward. Kappe selbst, der eine Lampe trug, ließ den Gast eintreten. Dann verriegelte er die Thür. Ernst von Schwarzenhorn, der diesen Eintritt deutlich gesehen, betrachtete nun das Haus. Die Baufälligkeit und Armseligkeit desselben war auch in der Dunkelheit zu erkennen. Es konnten hier nur arme Leute, Proletarier, wohnen.

„Ah“, dachte der Edelmann, „dieser alte Pfarrer steht immer noch in Verbindung mit der untersten Volksschicht, für die er gepredigt und gewirkt hat; er ist ein Demokrat vom reinsten Wasser und scheint immer noch zu agiren, vielleicht um sich zu rächen. Armer Mann, die Zeiten sind nicht darnach angethan, daß Du auf Erfolg rechnen kannst; gegen eine so gewaltige Reaction ist die Volksmacht gleich Null . . .“

Ein Fiacre rollte heran und hielt vor dem Hause.

„Es kommt noch mehr Besuch!“ dachte Ernst, der dem Wagen näher getreten war. „Vielleicht hält man in dieser Baracke, die von der Polizei kaum beachtet wird, einen demokratischen Club ab. Ich muß wissen, wer ankommt.“

Er nahm einen Platz an der Mauer des Hauses ein, der ihm gestattete folgende Scene zu beobachten. Der Kutscher stieg ab und öffnete den Schlag.

„Hier muß das Haus sein“, sagte er.

„Freund“, rief eine zarte Frauenstimme, „fragen Sie, ob in diesem Hause Fräulein Berta Korn wohnt.“

Der Kutscher klopfte an die Thür.

Frau Christel, eine Lampe tragend, öffnete.

„Liebe Frau . . .“

„Was giebts so spät noch?“

„Es soll ein Fräulein Korn in diesem Hause wohnen . . .“

„Hier wohnt Niemand als wir; aber nebenan bei dem Schneider wohnt eine Frauensperson, die wohl so heißen mag, wie Sie gesagt haben. Wer will denn zu ihr?“

„Eine vornehme Dame!“

„Ah, eine vornehme Dame. Ich dachte schon an die Polizei . . .“

Christel hatte die Lampe zu Boden gesetzt und war herausgetreten. Der Kutscher klopfte indeß an die benachbarte Thür, die von der Kappes fünf Schritte entfernt war. Ein dürres Männlein, der Schneider, öffnete. Auf die Frage des Kutschers gab er eine bejahende Antwort. Die Dame stieg aus; sie war die berühmte Tänzerin Constanze B.

„Warten!“ rief sie dem Kutscher zu.

Dann verschwand sie in dem Häuschen.

Der Schneider schloß vorsichtig die Thür.

Frau Christel unterhielt sich mit dem Kutscher, der seinem Pferde eine Decke überwarf.

Wir begleiten Constanzen. Das Haus, das die Tänzerin betreten, oder vielmehr die Abtheilung des Hauses, war genau so eingerichtet als Kappes Wohnung. Der speculative Nußbaum vermiethete jeden Winkel seines Besitzthums. Die Wände bestanden aus Lehmwerk und Brettern. Der Boden war feucht und uneben. Der den Wohnungen armer Leute eigene Geruch quoll den Eintretenden entgegen.

„Welche Luft!“ rief Constanze. „Es ist zum Ersticken!“

Der Schneider, der voranleuchtete, antwortete:

„Wir können noch Gott danken, daß wir hier wohnen dürfen; die schweren Steuern und Abgaben gestatten es nicht, einen gesunden Aufenthalt zu bezahlen“

„Wo ist das Zimmer des Fräuleins?"

„Steigen Sie diese zwei Stufen hinab . . ."

„Himmel! Sie führen mich wohl in den Keller?"

„Nein, einen Keller haben wir gar nicht . . . hier wohnt das arme Fräulein Korn, das immer noch recht krank ist."

Der Schneider beleuchtete eine Thür, die, weil sie so feucht war, glänzte. Das Gebälk des schmalen Ganges hatte sich verzogen, es lag auf der einen Seite tiefer als auf der andern.

Die Thür ward geöffnet.

„Wer ist denn da?" fragte eine Stimme.

Albertine, die Stickerin, stand auf der Schwelle und sah neugierig hinaus.

Constanze erkannte bei dem schwachen Lampenlichte das reizende Gesichtchen, das ihr bei dem ersten Begegnen ein so großes Interesse abgewonnen hatte.

„Ich bin es, liebes Fräulein."

Albertine erschrak.

„Sie, Sie, geehrtes Fräulein . . ?"

„Beunruhigen Sie sich nicht; ich komme Abends, weil mir am Tage die Zeit fehlt . . . wenn ich ein Versprechen gebe, so halte ich es . . . Ich muß unter allen Umständen Ihre Mutter kennen lernen. Ist es gestattet, einzutreten?"

Das junge Mädchen verneigte sich und trat zurück. Constanze, deren Kleid von schwerer Seide in der engen Thür rauschte, folgte. Erstaunt sah sie durch das kleine niedrige Zimmer, dessen einziges Fenster zum Hofe hinaus-

ging Rechts an der mit beschmutzter und hier und dort zerrissener Tapete bekleideten Wand stand ein Bett, in dem die alte Tänzerin lag. Auf dem Tische, der in der Mitte des engen Raumes stand, brannte eine Lampe mit grünem Schirme. Daneben lag die Arbeit, eine feine Perlenstickerei, mit der Albertine beschäftigt gewesen als der Schneider an die Thür geklopft hatte. Ein altes Shawltuch lag als Decke vor dem Bette, dem gegenüber ein kleines Kanapee stand. Weiße Gardinen schmückten das Fenster, das durch ein dunkles Rouleau verdeckt war. In dem Kanonenofen neben der Thür murmelte ein Feuer.

Berta Korn saß aufrecht im Bette.

„Nein, das ist zu viel!" rief Constanze. „In diesem Hause wohnt eine Künstlerin, eine Berühmtheit, die die Welt entzückt und Lorbeerkränze geerntet hat?"

Erregt reichte sie der Kranken beide Hände.

Berta sah erstaunt die Fremde an; ein schmerzliches Lächeln glitt über die bleichen Züge, die, man sah es noch, einst sehr schön gewesen waren. Krankheit, Kummer und Sorgen hatten zwar manche Furche gezogen, aber die edle Regelmäßigkeit des Gesichts war dadurch nicht beeinträchtigt.

Albertine rief:

„Mutter, diese Dame ist unsere Wohlthäterin!"

„Sprechen Sie doch nicht von Wohlthaten! Es ist eine Schmach für die Welt, daß eine Künstlerin ersten Ranges hier verkommen muß . . . Nein, so elend wohnt keine Chortänzerin . . . Arme, arme Frau, Sie sind ein gräßliches Beispiel von der Undankbarkeit der Welt . . . Ich

werde es mir zur Lehre nehmen und meine Blütezeit wohl benutzen. Doch, was spreche ich denn von meiner Person. Ach, der Anblick des Jammers hat mich verwirrt, daß ich mir die Sinne zurechtsetzen muß . . . zuerst bringe ich den Auftrag für Fräulein Tochter . . . Nein, besuchen Sie mich morgen früh, ich übergebe Ihnen einen Stoff, dem Sie einige Stickerei beifügen sollen . . . nicht viel, denn Sie sollen sich durch anstrengende Arbeit nicht zu Grunde richten . . . Also morgenfrüh sehe ich Sie in meiner Wohnung . . ."

„Ich werde kommen!" antwortete Albertine, die einen Stuhl heranschob.

Constanze neigte sich zu der Kranken:

„O, mein Gott, ich kann es immer noch nicht glauben, daß ich an dem Bette der großen Berta Korn sitze . . . Vorhin fielen mir ältere Theaterberichte in die Hände . . . ich las von den Triumphen, die Sie in den größten Städten Deutschlands gefeiert haben . . . Enthusiasten haben als Pferde vor Ihrem Wagen gezogen, man hat Ihnen Serenaden und Morgenmusiken gebracht . . . Blumen und Kränze sollen zu Hause in Ihre Wohnung gebracht sein . . . Sogar von einem Duell habe ich gelesen . . . Da erfaßte mich ein Verlangen Sie zu sehen, daß ich auf der Stelle einen Wagen kommen ließ und trotz der ungewöhnlichen Zeit zu Ihnen fuhr . . . Verzeihen Sie es meinem Enthusiasmus . . ."

Die Kranke nickte mit dem Haupte.

„Sie würden mich auch am Tage im Bette gefunden

haben!“ flüsterte sie. „Mein Leiden hindert mich, Sie anders zu empfangen.“

„Regen Sie sich nicht auf, bleiben Sie in der gewohnten Ruhe . . . Ich komme als theilnehmende Collegin zu Ihnen, um über gründliche Abhülfe Ihres Nothstandes zu berathen . . . Nein, so darf es nicht bleiben, ich werde das schmähliche Verbrechen, das die Welt an Ihnen begangen, auszugleichen suchen. Wer wie von einem Throne gestürzt ist muß sich doppelt elend fühlen.“

Berta brachte das weiße Tuch an die Augen, das sie in der hagern Hand hielt.

„Ihre Theilnahme thut meinem Herzen wohl“, flüsterte sie schluchzend; „seit ich im Elende lebe hat Niemand so zu mir gesprochen . . . Ich mußte meinen Jammer allein tragen und da ich zu stolz war zu betteln . . .“

„Das ist ein schreckliches Wort!“

„Blieb meine Lage den Leuten unbekannt.“

„Haben Sie denn in den guten Tagen Nichts erübrigt?“

Die Kranke seufzte tief und schwer.

„Ich hatte mir ein ansehnliches Capital erspart und besaß werthvolle Schmucksachen . . . Dies Vermögen wäre wohl hinreichend gewesen mich lange vor Mangel zu schützen . . .“

Berta konnte vor Erregung nicht weiter sprechen; sie drückte das Tuch an den Mund und schluchzte leise vor sich hin.

„Hat man sie bestohlen oder betrogen?“ fuhr Constanze auf.

„Leider ja!"

„Wer, wer?"

„Derselbe, der mich in meiner Liebe getäuscht hat."

„Ah, die alte Geschichte, die sich auch jetzt noch bisweilen wiederholt. Es giebt immer noch vornehme Herren, die lüstern nach dem Gelde der Künstlerinnen sind."

„Ich habe ihm Alles, Alles geopfert; dann hat er mich verlacht und verlassen."

„Infam! Sie hätten ihn durch das Gericht belangen sollen."

Die Kranke schüttelte das Haupt und flüsterte:

„Eine arme Tänzerin findet kein Recht . . . Ich habe es auf dem Wege der Güte versucht und den treulos gewordenen Verlobten um Zurückgabe meines Geldes gebeten . . . er hatte es ausgegeben. Als ich ihn an sein Eheversprechen erinnerte brach er in Lachen aus . . . Er meinte, er könne eine Frau nicht ernähren, außerdem müsse er sich nach einer reichen Erbin umsehen, mit der er seinem Range gemäß leben könne. Mein Geld und meine Pretiosen nannte er Geschenke, die er mir, sobald seine Verhältnsse sich günstig gestalteten, zurückgeben würde."

„Nichtswürdig!" rief Constanze.

„Ach, ich hätte diesen Verlust gern verschmerzt, wenn nicht die Krankheit mich erfaßt hätte . . . Ich konnte nicht mehr erwerben und mußte für meine Tochter sorgen, die der unnatürliche Vater nicht anerkennen wollte. Der letzte Rest meines kleinen Vermögens, das mir der Roué gelas-

sen, schwand dahin . . . und so kam es mit der Zeit wie es gekommen ist . . . Meine arme Albertine hat eine traurige Jugend, ein Leben voll Arbeit und Entsagung gehabt... und dies ist mein größter Kummer. Wie oft habe ich den Himmel angefleht, er möge mich zu sich nehmen . . ."

„Mutter", rief Albertine, die am Tische saß, „verbanne diese gräßlichen Gedanken! Ich beklage mich ja nicht, ich finde vielmehr ein Glück darin, für Dich zu sorgen, die Du soviel für mich gethan hast. Wäre es möglich Dir mehr Bequemlichkeiten zu schaffen, ich würde keinen Wunsch mehr haben . . . Doch Du kannst ja im Frühlinge die langersehnte Badereise unternehmen und Deine Gesundheit herstellen. Dies verdanken wir der Güte unserer Wohlthäterin . . . Mutter, wir sind für den Augenblick gar nicht schlecht situirt."

Die Leidende warf einen unbeschreiblichen Blick auf die arbeitende Tochter.

„Sie ist ein gutes Kind", flüsterte sie bewegt. „Gott möge ihre treue Pflichterfüllung lohnen, ich kann es nicht!"

Constanze war so gerührt, daß ihren hellen Gazellenaugen Thränen entflossen.

„Wer ist denn der gewissenlose Mann", fragte sie, „der so großes Unheil angerichtet und das Leben einer wackern Künstlerin zerstört hat?"

„Erlassen Sie mir die Antwort auf diese Frage!" bot die Kranke.

„Sie sind viel zu großmüthig einem solchen Menschen gegenüber."

„Das Gefühl der Rache kenne ich nicht.“

„Sie üben keine Rache, Sie fordern nur Gerechtigkeit, wenn Sie ihn zur Rechenschaft ziehen. Das Vermögen, um das er sie betrogen, muß er zurückgeben . . . Sie sind dies sich selbst, Sie sind es Ihrer Tochter schuldig. Ich erbiete mich Ihre Sache zu verfechten. Es giebt geschickte Advocaten in der Residenz . . . für Geld sind diese zu haben . . . Nennen Sie mir den Elenden, ich werde einen Proceß gegen ihn anhängig machen . . . Ist er außer Stande zu zahlen, so soll er wenigstens die ihm gebührende Strafe erleiden.“

Constanze neigte sich über das Bett und flüsterte:

„Sagen Sie mir den Namen leise, wenn Albertine ihn nicht hören soll.“

„Sie kennt ihn schon.“

„Um so besser.“

„Das arme Kind ist früher einige Mal bei ihm gewesen.“

„Und was hat er gethan?“

„Er hat ihr ein geringes Almosen in die Hand gedrückt und gemeint, er kenne mich nicht.“

Die Künstlerin sprang auf.

„Nein, das ist zu viel! Mein Gott, diese Schlechtigkeit übersteigt alle Begriffe. Und Sie wollen immer noch schweigen? Sie, die Betrogene und Gemißhandelte, Sie wollen im Elende verkommen und den Schurken schonen? Diese Nachsicht, meine Beste, ist ganz am unrechten Platze Sie müssen an sich und an die Zukunft Ihrer Tochter denken . . . die Pflicht der Selbsterhaltung spricht das ent-

scheidende Wort und diesem müssen Sie Gehör geben. Von Liebe kann unter solchen Umständen wohl die Rede nicht mehr sein . . . Jener Mann hat Sie gar nicht geliebt, er ist nur darauf ausgegangen Sie zu betrügen."

Berta faltete die Hände und sah mit thränenfeuchten Augen zum Himmel empor.

„Ach ja", flüsterte sie, „diese Erkenntniß hat sich mir längst aufgedrungen und ich habe schwer, sehr schwer darunter gelitten! Der Kampf, der in meiner Brust tobte, Gott weiß es, war ein entsetzlicher; er vermehrte das körperliche Leiden und schuf mir namenlose Qualen. Jetzt ist der Kampf zu Ende . . . Mein Kind, das ich bald verlassen muß, steht mir näher als der treulose Mann . . . Ich kann wenigstens einen Versuch wagen, wenn Sie mir beistehen wollen . . ."

„Das ist ein löblicher Entschluß!"

„Und Sie sind gut und aufrichtig, mein Fräulein!"

„Wer ist der Mann?"

„Von Bärenhagen!" flüstert die Kranke.

„Der jetzige Theaterintendatn?"

„Derselbe!"

Constanze starrte die leidende Künstlerin an.

„Das ist eine saubere Entdeckung!" flüsterte sie. „Dieser Kunstmäcen, wie er sich nennt, dieser Förderer alles Guten und Schönen, er ist einer solchen Infamie fähig . . . ? Ich habe dem Herrn von Anfang an nicht recht getraut . . . Also Herr von und zu Bärenhagen . . ."

Die Kranke flüsterte:

„Als er mich kennen lernte war er ein junger interessanter Officier; er sprach von einer großen Erbschaft, die ihm zufallen müsse, und schwor bei allen Heiligen, daß er mich heimführen würde, sobald die reiche Tante gestorben sei, die ihn enterben würde, wenn er eine Mesalliance schlösse. So mußte unsere Liaison Geheimniß bleiben und ich gab meine Einwilligung um so lieber dazu, als ich die Nothwendigkeit den aristokratischen Vorurtheilen gegenüber erkannte. Es verfloß eine geraume Zeit und ich bezahlte die Wechsel des Geliebten, die ihn oft in arge Verlegenheit brachten; aber die alte Tante wollte immer nicht sterben, sie unterstützte auch den Neffen nicht, der, wie er sagte, mit Ungeduld auf den Tod der zähen Alten wartete. Um diese Zeit erblickte meine Albertine das Licht der Welt; ich lebte mit ihr in einem einsamen Dorfe und ließ ihr gewissenhaft die erste mütterliche Pflege angedeihen. Leider konnte ich die Bühne nicht wieder betreten, meine Elasticität und Frische waren geschwunden, nach und nach stellte sich die Krankheit ein, die mich vor der Zeit altern machte, und ich ward, was ich bin: eine vergessene Tänzerin, die kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie den Schwüren eines treulosen Mannes geglaubt hat. In der letzten Unterredung, die ich mit Bärenhagen hatte, überschüttete er mich mit Vorwürfen; er behauptete, ich trage die Schuld daß die Tante ihn enterbt habe, denn ich sei nicht verschwiegen gewesen und habe Erkundigungen über seine Verhältnisse eingezogen. Wahrlich, wer den Mann hörte mußte mich der Indiscretion zeihen, mußte mich verdammen.“

„Sprach er nicht von Rückzahlung der Summen, die Sie ihm gegeben?"

„Er behauptete, das Geld, das er von mir empfangen sei eine geringe Entschädigung für den großen Verlust, den ich ihm zugefügt."

„O, wie abscheulich!"

„Käme er übrigens in die Lage mich unterstützen zu können, so würde er es nicht unterlassen."

Berta war so erschöpft, daß sie sich in das Kissen zurücklegen mußte; Thränen rannen ihr über die bleichen Wangen und die Hände, die sie immer noch gefaltet hielt, zitterten vor Erregung.

„Sie bedürfen der Ruhe", sagte Constanze; „ich aber weiß genug, um zweckmäßig handeln zu können. Verlassen Sie sich auf mich, Ihre Lage soll bald anders werden."

Nachdem sie der Kranken die Hand gereicht und Albertinen noch ein Mal um den Besuch am nächsten Morgen gebeten hatte, entfernte sie sich. Das junge Mädchen leuchtete voran und öffnete ihr die Thür. Der Wagen fuhr rasch davon, nachdem er die Dame aufgenommen hatte.

Ernst von Schwarzenhorn stand immer noch an seinem Platze, er erwartete die Rückkehr Hausteins. Nach zehn Minuten erschien dieser in Begleitung Kappes.

„Bleibe nicht so lange!" rief Frau Christel dem Gatten nach.

„Ich führe nur den Herrn Pastor nach Hause", war die Antwort.

Und die beiden Männer verschwanden in der Straße.

Der junge Edelmann folgte ihnen; er sah, wie Kappe vor dem Hause Abschied nahm und hörte die Worte: „Ich stehe Ihnen immer zu Diensten, Herr Pastor; wenn Sie sagen ich solle kommen, so komme ich, und heißen Sie mich gehen, so gehe ich. Sie sind ein braver Mann und können Alles von mir fordern. Gute Nacht, Herr Pastor!“

Kappe schritt nach seiner Wohnung zurück. Haustein betrat das Haus und nun war es still in der einsamen Straße, die von dem regen Verkehre der Residenz ausgeschlossen zu sein schien. Es wohnten hier ja nur arme Leute, die nach der anstrengenden Arbeit des Tages zeitig zur Ruhe gingen. Ernst von Schwarzenhorn ging nach dem Theaterkaffeehause, wo er seinen Freund Isidor von Gröpern traf, mit dem er noch einige Stunden trank und spielte.

Haustein erhielt auf seine Briefe keine Antwort von Birnstiel; fast täglich fragte er in dessen Wohnung nach und stets erhielt er von der Magd den Bescheid, mein Herr ist noch nicht zurückgekehrt. So waren vierzehn Tage verflossen. Von der Heirath des Erbprinzen mit der Schauspielerin sprach man in der Residenz nicht; das Hoftheater fuhr fort glänzende Vorstellungen zu geben und verwandte vorzüglich große Summen auf die Ausstattung der Ballets, die nach Angabe Constanzens in Scene gesetzt wurden. Die Fußkünstlerin feierte Triumphe über Triumphe, man schwärmte für das Ballet und vergaß die Aufführung gediegener Stücke. Birnstiel, so hieß es, sei

pensionirt und befinde sich mit seiner Tochter, die das Engagement aufgegeben habe, auf Reisen. Die arme Dorothea, die sich nur in kleinen Rollen gezeigt, war vergessen. In den Hofkreisen war das Gerücht verbreitet, der Erbprinz habe auf Befehl des durchlauchtigsten Vaters und auf Anordnung des Leibarztes eine längere Reise nach Italien angetreten, von der er im Herbste erst zurückkehren werde. Nußbaum schien festen Fuß gefaßt zu haben; er ordnete nach seinen Principien, die höchsten Orts Beifall fanden, das Kirchen-, Schul- und Steuerwesen und erdrückte die letzte zuckende Freiheitsbewegung, die hier und dort auftauchte. In den Kirchen sang man die alten Kernlieder und in den Schulen lehrte man nach dem alten Katechismus.

Eines Morgens ward Haustein zu dem Polizeidirector der Residenz beschieden; er fand sich pünctlich in dem Cabinet des gestrengen und gefürchteten Herrn ein, der ihm kurz und bündig Folgendes eröffnete:

„Man hat Ihnen auf Grund des Engagements, das Ihre Tochter am Hoftheater hatte, den Aufenthalt in der Residenz gestattet; nach einer Anzeige der hochfürstlichen Intendanz ist dieses Engagement erloschen und Sie werden hiermit angewiesen, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Kommen Sie der Weisung nicht nach, so wird man Sie auf den Schub bringen."

Haustein schüttelte bitter lächelnd das graue Haupt.

„Ich bin ein Kind des Landes", entgegnete er, „bin angestellter Pfarrer gewesen und habe die Strafe für das sogenannte politische Verbrechen, das ich begangen, abge-

büßt . . . kennt denn die Rache der von Gott eingesetzte Obrigkeit keine Grenzen?"

„Sprechen Sie nicht!" herrschte ihn der Polizeidirector an.

„Ich falle Niemanden in der Stadt zur Last."

„Sie haben einfach dem Befehle Folge zu leisten."

„Wohin soll ich mich denn wenden?"

„Gehen Sie in Ihr Heimatsdorf, wenn Sie es nicht vorziehen in das Ausland zu gehen."

„In das Ausland!" rief der Verbannte. „Mein Gott, giebt es denn für Deutsche ein Ausland in der Heimat?"

Der Polizeidirector sah ihn vom Kopfe bis zu den Füßen an.

„Diese Aeußerung beweist, daß Sie ein unverbesserlicher, ein gefährlicher Demagog sind!" rief er im strengen Tone. „Danken Sie es meiner Nachsicht, wenn ich Sie nicht dem Criminalamte übergebe! Aber merken Sie sichs: hier im Lande ist unser durchlauchtigster Fürst Herr und Gebieter und nie wird sein Reich untergehen. Das große einige Deutschland ist die Idee exaltirter Köpfe und diese werden wir unschädlich zu machen wissen. Jetzt gehen Sie . . . Finden meine Diener Sie nach drei Tagen noch in der Stadt, so werden Sie unter Bedeckung über das Weichbild gebracht. Geben Sie sich einer soliden Beschäftigung hin, damit Sie auf bessere Gedanken kommen."

Haustein ging. Auf der Straße blieb er stehen, sah seufzend gen Himmel und flüsterte:

„Herr, mein Gott, ist es denn Dein Wille, daß solche

Dinge geschehen? Kannst Du es denn zulassen, daß das Glück von Millionen durch freche Willkür mit Füßen getreten werde? Wo ist Recht, wo ist Gerechtigkeit zu finden? Und diese Uebermüthigen nennen sich Christen, unterhalten ein Cultusministerium und sprechen von einem christlichen Staate . . . Das System der Tyrannei und Verdummung ist nicht haltbar!"

Er suchte seine Wohnung auf und begann die Abreise vorzubereiten. Gegen die Polizeimaßregel zu appelliren hielt er für überflüssig, er wußte ja, daß es keine Instanz gab, die das Decret der Polizei, die offenbar im höhern Auftrage handelte, verwarf. An die Resitenz fesselte ihn Nichts mehr, auch hatte er sich vorgenommen zu reisen, um den letzten Willen des verstorbenen Freundes zu erfüllen.

„Dorothea", murmelte er vor sich hin, „vor der Hand muß ich Dich Deinem Schicksale überlassen, muß Dich der Güte des Himmels empfehlen . . . Du bist ein gutes, charakterfestes Mädchen, und von den besten Grundsätzen beseelt, harre wacker aus und sei stets auf Deine Ehre bedacht. Unsere Trennung wird, so Gott will, nicht von langer Dauer sein. Ich reise, um ein Verbrechen ans Licht zu ziehen, und gelingt mir dies . . . Dann wehe Denen, die es begangen haben. O, ich darf nicht an Schonung denken, ich bin es mir und dem geknechteten Volke schuldig, daß ich der Welt die finsteren Thaten enthülle, die zu verdecken die Macht des Geldes und des Ansehens gemißbraucht wird. Es giebt der übertünchten Gräber genug,

die geöffnet werden müssen, um deren stinkenden Moder dem Volke zu zeigen. Das ist meine Mission und ich erfülle sie mit der Gewissenhaftigkeit und Ausdauer des deutschen Mannes. Lisbeth habe ich längst aufgegeben, mag sie fortwandern auf dem Wege, den sie gewählt hat."

Haustein war wirklich ein Mann von seltener Willenskraft und Ausdauer; hatte er sich auch in der Zeit, die seiner Entlassung aus dem Arbeitshause folgte, unthätig verhalten, so war er doch aufmerksam den politischen Ereignissen gefolgt und nach der Ueberzeugung, die er gewonnen, konnte die Wirthschaft in den kleinen deutschen Fürstenthümern nicht von langer Dauer sein. Jetzt war ihm ein Mittel an die Hand gegeben, eines der dunkelsten Mysterien der kleinen Höfe an das Licht zu ziehen ... Diesen Plan auszuführen war sein einziger Gedanke und vor diesem trat selbst die Sorge für die Tochter zurück, die er nun sich selbst und der Vorsehung überließ.

Der Besitzer des Hauses war ein gutmüthiger Mann, ein Schlosser seines Zeichens; diesem übergab er das Stübchen sammt Mobiliar.

„Reisen Sie mit Gott", sagte der brave Handwerksmann; „ich überwache die Wohnung, die für ein ganzes Jahr die Ihrige bleibt."

„Und ich werde Ihnen regelmäßig den fälligen Miethszins einsenden."

So war auch diese Angelegenheit geordnet.

Schon am folgenden Morgen holte er sich den Reisepaß, den man ihm gegen Erlegung der Kosten aushän-

digte. Dann ging er in die Wohnung des Schauspielers; Birnstiel war immer noch nicht zurückgekehrt.

„Wohlan", dachte Haustein, „so muß ich ohne Abschied reisen."

Denselben Abend hatte er mit Kappe eine lange Unterredung.

„Ich gehe mit Ihnen", rief der Zimmermann, „wie ich einst mit Karl gegangen bin. Hier giebt es für mich keinen Verdienst; ich schäme mich, daß ich das Gnadenbrod von meiner Frau annehmen muß . . . Vorwärts also, morgen reisen wir. Für die Hauptsache, für Geld, werden Sie doch gesorgt haben . . ."

„Meine Kasse ist so bestellt, daß wir nicht Noth zu leiden brauchen; auch steht die Verwerthung der Papiere unsers Freundes Karl in sicherer Aussicht."

„Christel", rief heiter der Zimmermann, „wasche, rolle und plätte noch kurze Zeit fort, dann sollst Du nicht mehr arbeiten und in einem schönen Hause wohnen."

Die Frau meinte ungläubig:

„Wir werden ja sehen. Du hast ja so oft mit großen Hoffnungen das Land verlassen und bist stets als ein armer Teufel zurückgekommen."

„Diesmal nicht!" rief Kappe.

„Ich hoffe, wir werden Glück haben!" fügte Haustein hinzu.

Gegen Mittag des nächsten Tages verließen zwei Wanderer die Residenz durch dasselbe Thor, in das die berühmte Tänzerin ihren Einzug gehalten hatte. Es waren diese

Haustein und Kappe. Der Zimmermann trug ein schweres Bündel auf dem Rücken, das nicht nur seine eigenen Sachen, sondern auch die des Begleiters enthielt. Der Tag war hell, die Luft mild, da der Frühling sich schon ankündigte. Die Sonne hatte die Nebel verscheucht, sie brach sich in dem Augenblicke völlig Bahn, als die beiden Reisenden in das Freie traten. Von der Schneedecke, die der Winter ausgebreitet, war nur wenig noch zu bemerken; man sah hier und dort weiße Häufchen in den Furchen der Aecker, die mit dem tiefen Schwarz der aufgeweichten Erde contrastirten. In der Ferne zeigte sich die blinkende Fläche des Stadtteiches, dessen Wasser die Ufer überschritt.

„Dort, dort!" sagte Kappe, mit seinem Stocke nach der im Sonnenstrahle glitzenden Fläche zeigend.

„Armer Karl!" seufzte Haustein.

„Von ihm wird nicht viel mehr übrig sein, die Fische und das Wasser haben dafür gesorgt."

Haustein entblößte sein Haupt, sah einige Augenblicke nach der Begräbnißstätte des Freundes und schritt weiter. Die Chaussee zog schnurgerade durch die Ebene, die sich nach allen Seiten hin ohne Unterbrechung ausbreitete. Jenseits der Stadt, die hinter den Wanderern lag, erhoben sich die Berge mit den Lustschlössern der Fürsten. Vor ihnen grenzte in weiter Ferne ein Wald den Horizont ab. Diesen Wald erreichten die Reisenden gegen Abend. Am Rande desselben zeigte sich ein fürstliches Forsthaus.

„Noch eine halbe Stunde", meinte Kappe, „und wir

werden in dem Dorfe sein, das uns ein Nachtquartier bietet."

Aber es dauerte länger als eine halbe Stunde, ehe ihnen die Lichter aus den Häusern entgegenblinkten, denn Haustein konnte mit dem rüstigen Zimmermann nicht gleichen Schritt halten. Tiefe Finsterniß lag über der Landschaft, als die Beiden die Schwelle des Dorfwirthshauses überschritten. In der Gaststube saßen zechende und Karten spielende Bauern. Der Wirth empfing die Reisenden und sagte auf Befragen ein Nachtlager zu. Haustein bestellte ein frugales Abendessen und Bier.

„Noch müssen wir uns einrichten", flüsterte er seinem Begleiter zu; „sobald wir Karls Erbschaft erhoben haben, werden wir besser leben."

„Ich bin zufrieden", murmelte der Zimmermann, „wenn ich mich satt essen kann; und dies ist ja der Fall."

Bald erschien ein Gensdarm.

„Ah, der Unvermeidliche!" murmelte Kappe, indem er das Glas, das er soeben ergriffen, auf den Tisch zurücksetzte.

„Freund", flüsterte ihm Haustein zu, „bezähmen Sie Ihre Aufregung; wir müssen jeden Conflict vermeiden, der unsere Reise unterbrechen könnte. Der Klügste giebt nach; gegen offene Gewalt läßt sich Nichts thun."

„Sie haben Recht, ich werde mich mäßigen, wenn auch der Fuchsbart grob werden sollte."

Der Gensdarm forderte die Pässe und prüfte sie; er

warf einen forschenden Blick auf Haustein, der ruhig rauchte und dazu trank.

„Also Sie sind der Pastor Haustein?“ fragte er.

„Ich war einmal Pastor.“

„Und was sind Sie jetzt?“

„Diese Frage zu beantworten bin ich nicht verpflichtet.“

„Sie müssen auf jede Frage antworten, die ich an Sie richte, denn ich bin fürstlicher Beamter.“

Haustein verlor die Geduld nicht, er entgegnete lächelnd:

„Wären Sie nicht ein fürstlicher Beamter, so würde ich Ihnen den Paß verweigert haben; jetzt haben Sie das von der Behörde ausgestellte Document und ich hoffe, daß die Polizeidirection der Residenz sich klar genug ausgesprochen hat, um Ihnen die befriedigendste Auskunft über meine Person zu geben. Dieser Paß giebt mir ein Anrecht auf Ihren Schutz, wenn ich dessen bedürftig werden sollte . . . Ich bitte Sie, mich mit Fragen der Neugierde zu verschonen und mir die Ruhe zu gönnen, die mir nach dem anstrengenden Tagemarsche nöthig ist.“

Die ruhige Würde des Alten imponirte dem Waffenmann; er prüfte Kappes Paß, verglich das Signalement mit der Person, und übergab die Papiere dem Wirthe.

„Ich stelle Ihnen die Pässe morgen zurück“, fügte dieser hinzu.

Somit war die Revision zu Ende. Der Fuchsbart ließ sich von dem Wirthe ein Glas Branntwein reichen und ging. Gegen neun Uhr befanden sich die Reisenden

allein neben dem warmen Ofen. Haustein saß ruhig auf der Bank und dachte über sein Schicksal nach. Da war er nun wieder dem geregelten bürgerlichen Leben entrissen, er befand sich auf der Reise und mußte jedem Policisten, der ihn fragte, Rede stehen. Und Lisbeth, seine erste Frau, war jetzt die Gattin des allmächtigen Ministers, der Land und Leute nach eigener Willkür regierte. War diese sonderbare Situation dem Schicksale oder dem Zufalle beizumessen? Haustein hatte sich diese Frage oft vorgelegt, er wiederholte sie auch jetzt . . . er fand nur ein Lächeln zur Antwort, ein trauriges und doch ironisches Lächeln. Kappe schmauchte behäbig seine Pfeife und hielt die Füße an den wärmenden Ofen. Mit dem Schlage Zehn gebot der Wirth Feierabend; die Bauern brachen auf und verließen das Wirthshaus. Dann ward ein Strohlager in der Nähe des Ofens gemacht und die Reisenden konnten sich niederlegen. Der Zimmermann war sehr müde, er schlief rasch ein. Haustein verbrachte die Nacht im unruhigen Schlummer; es beschäftigten ihn nur trübe Gedanken, auch das Ungewohnte des Lagers störte ihn, das Taschenbuch mit den Papieren und dem kleinen Geldvorrathe trug er auf der Brust. Mehr als ein Mal fuhr er auf, das kleinste Geräusch erschreckte ihn. Die Nacht war lang, endlos lang. Noch herrschte Dunkelheit, als ein Knecht erschien, um die Gaststube zu reinigen. Die Reisenden mußten sich erheben. Haustein fühlte sich nicht gestärkt, ein Frost schüttelte ihn und die Füße schmerzten. Nach dem Frühstück bezahlte er die Zeche, dann griff er wieder zum Wan-

derstabe. Der Zimmermann war guter Laune, er pries das Reisen als sein Element und sang ein lustiges Handwerksburschenlied in den klaren Morgen hinein. Die Nacht, die dem zweiten Wandertage folgte, ward wiederum in einem Dorfwirthshause verbracht. Betten ließen sich nicht erlangen, die Reisenden mußten auf Stroh schlafen. Beim Frühstück fragte Haustein den Wirth:

„Wie weit ists bis nach Tannenfels?“

„Zwei Meilen“, war die Antwort.

„Ist der Weg dorthin leicht zu finden?“

„Bleiben Sie auf der Chaussee und Sie werden nicht fehl gehen.“

„Zwei Meilen noch!“ seufzte Haustein. „Wohlan, wir müssen sie heute noch zurücklegen.“

„Wollen Sie denn nach Tannenfels?“ fragte Kappe verwundert.

„Ich habe dort Erkundigungen einzuziehen, von denen die Fortsetzung der Reise abhängt.“

„Wie Sie wollen“, rief Kappe gutmüthig; „ich folge Ihnen wie ich dem armen Karl gefolgt bin, und wenn der Weg noch einmal ins Arbeitshaus führt.“

„Er wird nicht an dieses traurige Ziel führen; ist uns das Glück günstig, so können wir bald bequem reisen und werden den Plackereien der Gensdarmen nicht mehr ausgesetzt sein.“

„So oft ich einen solchen Mann sehe, möchte ich dreinschlagen . . .“

„Bändigen Sie Ihren gerechten Zorn, Freund, es ist

unklug gegen den Stachel zu lecken. Die Zeit kommt schon, in der diese lästigen Polizeimaßregeln als überflüssig beseitigt werden."

Kappe warf das schwere Bündel auf den Rücken und folgte seinem Reisegenossen, der still ergeben die für ihn saure Wanderung antrat. Das Wetter war rauh geworden, die Sonne konnte heute die Wolken nicht zerstreuen, die von Norden heranzogen. Nicht selten fiel minutenlang ein feiner Regen herab, den ein leichter Wind den Reisenden ins Gesicht peitschte. In jeder Schenke, die am Wege lag, mußte Haustein rasten; dann schritt er, alle Kraft aufbietend, rüstig weiter. Es begann zu dämmern als sich rechts vom Wege das Jagdschloß Tannenfels zeigte. Haustein blieb stehen.

„Dies muß Tannenfels sein!" rief er.

„Jawohl!" fügte Kappe hinzu. „Ich habe vor Jahren als Zimmermann hier gearbeitet . . . man errichtete ein neues Wirthschaftsgebäude, das hinten im Hofe steht."

„Vorwärts denn!"

Die Reisenden bogen von der Straße ab und verfolgten den Weg, der zu dem verschlossenen Thore führte. Kappe griff in den großen Messingring, der einen Glockenzug in Bewegung setzte.

„Werden wir hier übernachten?" fragte er zugleich.

„Es kommt darauf an."

Der Portier, ein Mann in Jägerkleidern, öffnete.

„Hier ist kein Wirthshaus!" rief er mürrisch als er die Wanderer erblickte.

„Das wissen wir wohl", entgegnete Kappe grob; „es ist ja kein Schild über der Thür. Hören Sie meinen Freund zuvor an, ehe Sie uns die Thür vor der Nase zuschlagen. Sie sollten als fürstlicher Bedienter mehr Lebensart im Leibe haben."

Haustein trat zwischen die streitenden Parteien.

„Geduld, lieber Freund, Sie werden uns schon einlassen. Nicht wahr, Sie kennen alle Personen, die in diesem Schlosse wohnen?"

„Ja!" murmelte der Portier.

„So können Sie mir sagen, ob Herr Birnstiel noch auf Tannenfels ist."

„Was wollen Sie von dem Herrn?"

„Erlauben Sie, daß ich dies ihm selbst mittheile."

Der Portier sah den Reisenden forschend an.

„Nennen Sie mir Ihren Namen."

„Ich heiße Haustein und komme in einer wichtigen Angelegenheit zu Herrn Birnstiel. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen . . . besorgen Sie das Uebrige."

Diese ruhig, aber entschieden gesprochenen Worte wirkten. Der Mann öffnete so weit die Pforte in dem Thore, daß die Reisenden eintreten konnten. Dann führte er sie in das Wachtzimmer, das erwärmt und erleuchtet war. Hier saß eine Frau am Spinnrade.

„Geh", sagte er zu ihr, „hole den Castellan Philipp . . . es wären zwei Fremde da."

Die Frau erhob sich träge, fuhr mit den Füßen in die Pantoffeln und ging klappend aus dem Zimmer.

Haustein ließ sich auf dem ihm gebotenen Stuhle nieder, während Kappe das Felleisen ablegte und zu dem Ofen trat, um sich zu wärmen. Zehn Minuten waren verflossen als der alte Philipp erschien. Neugierig sah er die Fremden an, indem er fragte:

„Wer will Herrn Birnstiel sprechen?“

„Ich!“ antwortete Haustein, der sich erhob.

„Es wird dies nicht gut angehen.“

„Warum nicht?“

„Herr Birnstiel ist krank; er kann das Zimmer nicht verlassen“

„So führen Sie mich zu ihm in das Zimmer.“

„Der Arzt hat erklärt, daß jede Aufregung dem Kranken schädlich sei, ihm selbst den Tod bringen könne.“

„Ist denn mein armer Freund so schwer erkrankt?“

„Vor einigen Tagen hatten wir Grund das Aeußerste zu fürchten.“

Haustein stand betroffen; er überlegte einige Augenblicke.

„In diesem Falle“, sagte er nach einer Pause, „bitte ich Sie, mir eine Unterredung mit der Tochter des Freundes zu erwirken.“

„Mit der Tochter?“

„Die Angelegenheit, die mich nach Tannenfels führt ist sehr wichtig.“

„Wissen Sie denn nicht, daß Fräulein Birnstiel . . .“

„Ich weiß, daß die Freundin meiner Tochter die Gemahlin des Prinzen ist!“

„Ah", rief Philipp, „so sind Sie Herr Haustein!"

„Ja!"

„Das ändert die Sache. Wir haben oft von Ihnen und Ihrer Tochter gesprochen. Die gnädige Frau Prinzessin interessirt sich lebhaft für Sie . . . Warten Sie, ich werde das Nöthige besorgen."

Der alte Diener war verschwunden.

Kappe sah seinen Begleiter erstaunt an; dieser winkte, daß er schweigen möchte. Bald kam Philipp zurück.

„Man erwartet Sie, Herr Haustein. Ich bitte, folgen Sie mir."

„Sie sehen, mein Reisecostüm . . ."

„Hat Nichts zu bedeuten; zögern Sie nicht, man erwartet Sie mit Ungeduld."

Philipp führte den Reisenden über den Hof in das Jagdschloß, dessen geräumige Flur und Corridors bereits erleuchtet waren. Beide stiegen die Treppe zum ersten Stocke hinan. Es bedurfte der Anmeldung nicht mehr, Haustein durfte sofort das Gemach der jungen Frau betreten, die ihn mit dem Ausrufe empfing:

„Sie, Herr Haustein, Sie sind hier? Ich habe es vermuthet, daß Sie nicht unthätig in der Residenz bleiben würden."

Die reizende junge Frau reichte ihm beide Hände und zog ihn zu einem Divan, auf dem er sich niederlassen mußte. Sie erzählte von ihrem Vater, der schwer krank gewesen sei, sich nun aber auf dem Wege der Besserung

befinde, knüpfte daran den Bericht von ihrer plötzlichen Abreise, erklärte die durch den Theaterdiener Bollmann herbeigeführte Verwechslung und bat wegen der List um Entschuldigung, die sie angewendet, um den Vater Ihrer liebsten Freundin nicht in Angst und Sorgen zu versetzen. Unter Thränen bekannte sie, daß die bis jetzt angestellten Forschungen nach Dorothea ohne Erfolg geblieben seien; sie versicherte aber, ihr Gemahl werde Alles aufbieten, um das Räthsel zu lösen. Nach einer Viertelstunde war Haustein von den Vorgängen, die der Leser kennt, genau unterrichtet. Jetzt trat der Prinz ein, der bei seinem kranken Schwiegervater gewesen war. Sophie stellte den Gast vor. Adolar begrüßte ihn freundlich und wiederholte die Zusicherung, daß kein Mittel unversucht bleiben solle, um den Aufenthaltsort der Freundin seiner Gemahlin zu entdecken.

„Man hat die arme Dorothea für meine Braut gehalten“, schloß er; „durch die Verwechslung der Personen ist es mir möglich geworden meine Verbindung mit Sophien vollziehen zu lassen . . . demnach verdanke ich Ihrer Tochter ein hohes Glück . . . ich werde nicht zögern meine Schuld abzutragen. Was ich in meiner Lage thun konnte ist bereits geschehen . . . ich besitze noch Freunde, die sich für mich aufopfern. Schon in nächster Zeit muß sich ein Resultat herausstellen und kenne ich den Aufenthalt Dorotheas, so wird ihre Befreiung sofort erwirkt werden. Uebrigens hoffe ich, daß man jetzt das qui pro quo in der Residenz kennt und demnach die Freilassung der Verkann-

ten befehlen wird. Beruhigen Sie sich, es ist kein Grund zu Besorgnissen vorhanden."

Auf Befragen erzählte Haustein, daß er ausgegangen sei, um die Tochter zu suchen. Der Prinz billigte den Entschluß und bot dem Gaste für einige Tage ein Zimmer in dem Schlosse an. Philipp erhielt Auftrag, das Nöthige vorzubereiten. Eine halbe Stunde später befand sich der Reisende in einem bequemen Zimmer, das in einem der Erker des Schlosses lag.

„Wie wollen Sie es mit Ihrem Begleiter halten?" fragte Philipp.

Haustein lächelte verlegen.

„Es ist zwar nur ein Handwerker", antwortete er, „aber ein treuer Reisegefährte . . ."

„Wollen Sie, daß er bei Ihnen bleibe?"

„Es wäre mir lieb."

„Dort stehen zwei Betten."

„Senden Sie mir den Begleiter, ich bitte darum!"

Der Castellan ging.

Nach kurzer Zeit trat Kappe mit dem Gepäck ein.

„Ah", rief er, „hier werden wir besser schlafen als auf dem Strohlager! Das ist ein Zimmer, wie ich es in meinem Leben nicht bewohnt habe."

Der ermüdete Haustein machte es sich bequem; Kappe half ihm die Stiefel ausziehen und brachte ihm die bequemen Hausschuhe, das Weihnachtsgeschenk Dorotheas. Der Zimmermann erschien in dem alten Düffelrocke, nachdem er den Reisekittel abgelegt hatte. Seine kurze Pfeife,

die er stets zwischen den Zähnen zu halten pflegte, verbarg er in dem Tornister, denn er wagte es nicht in dem für ihn prächtigen Zimmer zu rauchen.

„Es geht doch wunderlich zu in der Welt", meinte Haustein.

„Wie so?" fragte Kappe, der mit verschränkten Armen auf einem der Polsterstühle saß.

„Zwei Arbeitshäusler schlafen diese Nacht in einem fürstlichen Schlosse und werden auch ohne Zweifel fürstlich bedient werden."

„Ich wollte eigentlich nicht fragen, Herr Pastor, wie das zugeht; aber da Sie selbst davon sprechen . . ."

„Für jetzt, lieber Freund, kann ich Ihnen keine Auskunft ertheilen, da ich noch forschen und sondiren muß, um weiter unsern Reiseplan festzustellen; folgen Sie mir blindlings . . ."

„Das wird geschehen, Herr Pastor; ich gehorche Ihnen, wie ich einst Herrn Karl gehorcht habe. Warten Sie nur, ich kann schweigen wie ein stummer Mensch, dem die Zunge fehlt. Hätte ich nicht so großes Vertrauen zu Ihnen, ich würde Ihnen das Papier des verstorbenen Karl nicht gebracht haben. Sagen Sie mir, was Ihnen gut dünkt zu sagen und Alles, was ich nicht wissen soll, behalten Sie für sich."

Das Gespräch ward durch Philipp unterbrochen, der von einer Magd gefolgt, eintrat. Die Magd, ein schmuckes Mädchen, begann den Tisch zu decken, dann ging sie, um Speisen und Wein zu holen. Der Castellan unterhielt sich

mit Haustein und als der Tisch besetzt war lud er die Gäste ein zu speisen, die er dann allein ließ, nachdem er sie ersucht hatte, die Glocke zu ziehen, wenn sie irgend einer Dienstleistung bedürften. Haustein speiste wie ein Mann, der gewohnt war sich in guter Gesellschaft zu bewegen; Kappe benahm sich linkisch, er befestigte die Serviette in dem Halstuche und bediente sich seines eigenen Taschenmessers, da er mit dem silbernen Besteck nicht umzugehen verstand. Er griff wacker zu und trank viel von dem kräftigen Wein, der ihm besonders mundete. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß ihm vergönnt war so gut zu speisen.

„Ja", murmelte er, „wer es alle Tage so haben könnte! Nun begreife ich erst, warum die Großen ihre Stellungen so fest halten und Jeden, der es wagt sie anzutasten, ins Zuchthaus sperren oder niederschießen lassen . . . wenig Arbeit und viel Geld . . . da ists ein Kunststück sich des Lebens zu freuen. Wahrhaftig, ich möchte auch wohl ein Prinz sein und in diesem Schlosse wohnen! Da fällt mir die Prinzensteuer wieder ein . . . meinen armen Nachbar, den Schneider, haben Sie deshalb ausgepfändet und hier wird das Sündengeld verpraßt . . . So eine Flasche Wein kostet mehr als einen Thaler . . . den Schneider hat der Executor den Sonntagsrock abgepfändet . . . nein, es ist doch nicht recht! Und wie dem Nachbar ergeht es manchem armen Familienvater, der im Schweiße des Angesichts für sich und die Seinen das Brod verdienen muß. Wenn der Herr Prinz eine Flasche weniger tränke, so hätte der Schnei-

der seinen Rock noch . . . Wetter, das Blut steigt mir zu Kopfe, ich darf nicht darüber nachdenken."

„Ruhe, Freund Kappe! Ihre Entrüstung ist eine gerechte, sie macht Ihrem guten Herzen alle Ehre; aber die Klugheit erfordert, daß Sie sich beherrschen, damit mein Plan nicht gestört werde. Wenn wir diesen Wein nicht trinken so trinken ihn Andere, und fahren wir vor Aerger und Zorn aus der Haut ... es nützt nicht, es schadet uns nur. Darum beruhigen Sie sich, leeren Sie die Flasche und gehen Sie zu Bett."

„Das soll geschehen, weil Sie es wollen."

Kappe trank den Wein, reichte dem Freunde die Hand und ging zu Bett; er hatte des Guten ein wenig zu viel gethan; die Magd räumte den Tisch ab. Haustein machte Notizen in sein Taschenbuch, dachte noch kurze Zeit über seine Lage nach und suchte dann das Bett auf. Kappe lag schon längst im festen Schlafe, es verrieth dies eine sehr geräuschvolle Respiration, die den armen Pfarrer um den Schlummer gebracht haben würde, wenn er nicht gar zu müde gewesen wäre. Schon früh am nächsten Morgen weckte ihn Kappe, der angekleidet neben dem Bette stand.

„Was giebt es?" fragte Haustein, der erschreckt auffuhr.

„O Nichts, Herr!"

„Es ist ja noch dunkel."

„Sieht nur so aus, da es stark regnet; die Uhr hat schon acht geschlagen. Mit unserer Weiterreise sieht es windig aus, bei dem schlechten Wetter können wir nicht ab-

marschiren. Auch hat der alte Bediente schon nach Ihnen gefragt."

Haustein erhob sich; Kappe half ihm bei der Toilette, die bald gemacht war. Dann zog er die Glocke.

„Es ist doch ein wonniges Gefühl", meinte er, „wenn man commandiren kann. Ich soll klingeln, daß der Kaffee gebracht werde. Der alte Bediente ist so höflich, als ob ich ein vornehmer Herr wäre. Wüßte er, daß ich hier einmal als Zimmergeselle gearbeitet hätte, er würde mich wohl anders behandeln."

Die Magd brachte das Frühstück, das die beiden Reisenden einnahmen. Dann kam Philipp und zeigte an, Herr Birnstiel wollte den Freund sprechen.

„Gott sei Dank!" rief Haustein.

„Ich bitte, folgen Sie mir."

Das Zimmer, das der Schauspieler bewohnte, befand sich im Erdgeschoß; es war eines der besten des Schlosses. Birnstiel hatte zum ersten Male das Bett verlassen und sah er auch noch sehr bleich und angegriffen aus, so verrieth doch sein helles Auge, daß er in das Stadium der Reconvalescenz getreten war. Beide Hände dem eintretenden Fremden entgegenstreckend, rief er:

„Willkommen, tausend Mal willkommen! Da habe ich doch eine Seele, der ich mein Herz ausschütten kann!"

Haustein umarmte ihn.

„Ich hoffe, daß Sie mir nur Gutes mittheilen werden."

„Gutes? Ach, ich weiß es nicht, die Ereignisse kommen

mir wie Gebilde eines Traumes vor und tritt die Wirklichkeit zu bestimmt an mich heran, daß ich sie nicht hinweg leugnen darf, so komme ich mir wie ein Komödienvater vor, der sich von den Launen des Autors hin und herschieben läßt."

„Sie sind, Freund Birnstiel, der Schwiegervater eines Prinzen."

Der Mime brach in ein bitteres Lachen aus.

„Ja, ja!" murmelte er nach einer Pause. „Die Trauung ist zwar in gesetzlicher Form vollzogen, aber ich wollte doch, sie wäre unterblieben."

„Fühlt sich Sophie nicht glücklich?"

„O, sie schwärmt für den Mann, der sie aus reiner Liebe geheirathet hat, sie schwört bei allen Heiligen, daß sie nun keinen Wunsch mehr habe ... jetzt freilich hängt der Himmel voll Geigen, Trompeten und Pauken ... aber das Elend wird nicht lange auf sich warten lassen, es lauert schon und fletscht die Zähne ... Dann ist der Sturz aus dem Paradiese ein furchtbarer ... Bah, ich bin nun einmal Pessimist, ich halte die heimlich geschlossenen Ehen für verderblich und zumal diese! Mein Herr Schwiegersohn kommt mir wie ein Mensch vor, der einen Rausch hat und dieser Rausch muß wie jeder andere verfliegen ... hinterher stellt sich eine schreckliche Nüchternheit ein und mit ihr der Katzenjammer. Dies Alles sehe ich mit prophetischen Blicken, ich, der ich die Menschen studirt habe, der ich sie kenne bis in die tiefsten Falten des Herzens. Die Ehe eines Prinzen mit einer Sängerin ist nichts als ein Roman ...

die heimliche Trauung ist eine pikante Scene darin, andere folgen, und im dritten oder vierten Acte endet die Geschichte mit einer Scheidung . . . der Geschiedenen zahlt man eine Rente, giebt ihr einen romantischen Titel und führt ihr vielleicht einen armen abgelebten Edelmann zu, da die Stelle eines Hoftheaterintendanten gerade nicht vacant ist. Es giebt ja auch nur ein Hoftheater im Lande . . ."

„Sie sehen zu schwarz, lieber Freund!"

„Das ganze Leben ist eine Komödie."

„Es hat doch ein ordinirter Pfarrer die Trauung vollzogen?"

„Ja!"

„Dann ist die Ehe nicht so leicht zu lösen und Ihre Tochter steht als Gattin des Prinzen unter dem Schutze der Gesetze."

Der Schauspieler brach wiederum in Lachen aus.

„Für wen sind die Gesetze?" rief er leidenschaftlich. „Nur für das steuerzahlende Volk, für den Pöbel, der alte Kernlieder singen und den Katechismus auswendig lernen muß . . . Sie selbst haben es mir einst gesagt und ich finde, daß Sie Recht haben."

„Ihre Phantasie ist krankhaft, gereizt", wandte Haustein ein; „es giebt doch noch ernste Neigungen, die sich nicht so leicht zerstören lassen. Beruhigen Sie sich, die Ehe Ihrer Sophie wird eine glückliche werden, denn sie trägt alle Keime dazu in sich. Ach, wüßte ich nur, wohin meine Dorothea gekommen wäre!"

Birnstiel sah erstaunt auf.

„Wissen Sie es noch nicht?“

„Nein.“

Der Schauspieler zog seinen kostbaren Sammetschlafrock fester zusammen und rief unwillig:

„Haben wir Gesetze?“

„Leider, leider!“

„Kann so etwas in einem Rechtsstaate geschehen? Es ist unerhört! ein junges Mädchen verschwindet spurlos! da haben Sie die Willkür, die von einer gewissen Kaste verübt wird. Wer auch die Schuld daran tragen möge, es bleibt ein Schurkenstreich. Sehen Sie, Freund, meine Sophie sollte beseitigt werden . . . statt ihrer hat man Dorothea gefaßt.“

Haustein erzählte seine Unterredung mit dem Prinzen.

„Ich hoffe“, so schloß er, „Ihr Schwiegersohn wird Wort halten.“

„Wenn er kann; Freund, treten Sie vor die Oeffentlichkeit . . . die Zeitungen unsers Landes werden Ihren Hülferuf nicht aufnehmen, da die Censur unerbittlich alles Mißliebige streicht . . . es bleiben Ihnen die Blätter des Auslandes und diese benutzen Sie energisch, daß die schändlichen Kabalen an das Licht kommen.“

Der Reconvalescent fühlte sich zu schwach, um fortzufahren; Haustein, der dies bemerkte, brach das Gespräch ab und wollte sich zurückziehen.

„Bleiben Sie!“ bat Birnstiel. „Ihre Nähe thut mir wohl, ich kann nicht allein sein.“

Eine Viertelstunde später kam Sophie, sie stattete dem

kranken Vater den Morgenbesuch ab. Weinend vor Freude umarmte sie den Reconvalescenten, dem Vater Dorotheas drückte sie innig die Hand. Wahrlich, die junge Frau war verführerisch schön, so schön, daß sich die leidenschaftliche Liebe des Prinzen wohl erklären ließ. Ihre Toilette, die Frau Rode besorgt hatte, war ein Meisterstück. Birnstiel konnte sich eines schmerzlichen Lächelns bei dem Anblick der reizenden Tochter nicht erwehren. Auf ihre Frage, wie er sich befinde, antwortete er: „Ich hoffe, daß ich bald werde reisen können."

„Wohin, Vater?"

„Zunächst nach der Residenz."

„Du wirst die Bühne nie wieder betreten."

„Es kommt darauf an."

„Ich leide es nicht, Vater; Du sollst ruhig, nach eigenem Gefallen leben. Wie oft hast Du Dich über die Dir lästig gewordene Kunst beklagt, und jetzt willst Du sie nicht aufgeben."

Der Schauspieler machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Sophie küßte ihm bewegt die bleiche Wange.

„Vater", flüsterte sie vorwurfsvoll, „wenn Du willst, daß ich ganz glücklich sein soll, so vergönne mir, Dir ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Ich habe bis jetzt über diesen Punct nicht eingehend mit Dir sprechen können, da die Krankheit Dich an das Bett fesselte; aber heute soll es in Gegenwart Deines Freundes geschehen. Du wirst auf Tannenfels wohnen, wirst später reisen, wohin es Dir be-

liebt und durch keinen Contract an eine bestimmte Beschäftigung gebunden sein ... Wer wie Du so viel gewirkt hat kann nun wohl ausruhen. Wenn ich stolz auf den Rang bin, den ich durch meine Verbindung mit dem Prinzen einnehme, so bin ich es vorzüglich Deinetwegen . . . Vater", fügte sie weinend hinzu, als sie den Ernst des Alten sah ich habe Dich hintergangen, habe ohne Deinen Willen gehandelt . . . kannst Du mir denn nicht verzeihen? Glaube nur, ich würde es nicht gewagt haben, wenn ich die feste Ueberzeugung nicht gehabt hätte, daß der rasch ausgeführte Schritt uns Beiden Glück brächte."

„Was kann ich denn thun?" fragte Birnstiel wehmüthig. „Eine vollzogene Trauung läßt sich nicht rückgängig machen . . ."

„Verzeihe mir!" rief Sophie schluchzend.

Sie sank zu des Vaters Füßen nieder.

„O, wie Du auf mich einstürmst! Ich will ja nur Dein Glück!"

„So verweigere mir Deinen Segen nicht! Bedenke, Vater, daß ich meinen Gemahl liebe und daß ich ihn auch als den Mann von Ehre achten muß."

Birnstiel legte seine Hand auf das Haupt der weinenden Tochter.

„Gebe Gott", rief er in tiefer Bewegung, „daß Deine Liebe würdig belohnt werde! Nimm hin den Vatersegen, der zu Deinem Glücke nöthig ist . . ."

„Dank, Vater, lieber Vater!"

Sophie erhob sich rasch und küßte den Alten, dem freudige

Rührung Thränen entpreßte. Dann verließ sie eilig das Zimmer.

„Recht so!" sagte Haustein. „Ich würde an Ihrer Stelle nicht anders gehandelt haben; Sophie hat ihr Unrecht eingesehen und bereut, jetzt mag ihr die Verzeihung werden . . ."

„Ich habe meinen Schwiegersohn noch nicht gesprochen", murmelte Birnstiel.

„Warum?"

„Weil ich krank auf Tannenfels angekommen bin; es hatte sich meiner ein heftiges Fieber bemächtigt, ich war fast besinnungslos . . . Was ich im Paroxysmus gethan weiß ich nicht . . . als ich wieder zur Besinnung kam erblickte ich meine Tochter neben dem Bette . . . Der Prinz erschien nicht, da der Arzt es untersagt hatte . . . O, Freund, es fällt mir doch recht schwer gute Miene zum bösen Spiel zu machen . . . Eine seltsame Ahnung sagt mir: Die Ehe meiner Tochter nimmt bald ein trauriges Ende."

Haustein tröstete nach Kräften, er wies auf die leidenschaftliche Liebe der jungen Gatten hin und hob die vortrefflichen Eigenschaften Sophiens hervor, die den Gemahl für immer fesseln würden.

Nach zehn Minuten traten Sophie und der Prinz ein. Haustein wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie, ich bitte!" sagte der junge Mann. „Der Freund meines Schwiegervaters kann Zeuge der Versöhnung sein, die ich als den Abschluß meines Glückes betrachte. Reichen Sie mir die Hand, Herr Birnstiel . . . ich erkenne

gern an, daß Sie Grund hatten, mir zu zürnen. . . da ich aber als Mann von Ehre gehandelt und die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen thatsächlich bewiesen habe, werden Sie nicht zögern mich als Ihren Schwiegersohn anzuerkennen. Sophie ist meine Gemahlin und als solche soll sie die Welt schätzen und achten."

Birnstiel streckte ihm die Hand entgegen.

„Sophie ist die Tochter eines Schauspielers!" murmelte er mit zitternder Stimme.

„Halten Sie mich für so schwach, alberne Vorurtheile zu hegen?"

„Nehmen Sie mein Kind hin, aber halten Sie es in Ehren, denn Sophie, das Ebenbild ihrer Mutter, ist eine kostbare Perle . . . sie reißt sich von dem Vaterherzen los, um dem Gatten zu folgen, den sie liebt . . . Wahren Sie diese Perle als Ihr köstlichstes Gut!"

„Ich wiederhole den Schwur, den ich in die Hand des Priesters gelegt!" rief enthusiastisch der Prinz. „Seien Sie mir von nun an Vater, denn ich weiß, daß ich den fürstlichen Vater verloren habe!"

Und Adolar umarmte den Schauspieler.

„Amen!" rief Haustein. „Des Himmels Segen möge auf dem Bündnisse ruhen, das rein menschliche Regungen geschlossen haben."

Birnstiel blieb nun mit dem Freunde allein. So verfloß der Vormittag. Der Prinz schien seine fürstliche Würde völlig vergessen zu haben, denn er ließ die beiden bürgerlichen Gäste zu Tische laden. Birnstiel zog es aus Ge-

sundheitsrücksichten vor in seinem Zimmer zu bleiben und Haustein leistete ihm Gesellschaft. Kappe ward in dem Zimmer bedient, das man ihm angewiesen hatte. Gegen Abend empfing der Prinz die Berichte der ausgesandten Boten; sie hatten nicht mehr erfahren als das, was Frau Rode schon mitgetheilt hatte. Aus der Residenz ward gemeldet, daß der Hofwagen, der zur Entführung benutzt worden, dorthin zurückgekehrt sei. Wo aber war nun Dorothea? Abends spät kam der reitende Bote zurück, den Adolar an den Obersten der Gensdarmerie gesandt hatte. Der als sehr streng bekannte Soldat antwortete kurz, daß er, wie ihm befohlen, die junge Dame, die er in dem Hofwagen vorgefunden, habe über die Grenze transportiren lassen, nachdem ihr angedeutet worden, daß sie, wenn sie je zurückkehre, in das Spinnhaus gebracht würde. Ein Mehres zu melden sei er nicht im Stande, da dies Alles wäre, was er um die Sache wisse. Der Prinz ward bleich vor Zorn, als er gelesen, daß man seiner jetzigen Gattin mit einer solchen Strafe gedroht.

„Was meinst Du dazu, Philipp?“ fragte er den Castellan, der ihm die Briefe gebracht hatte.

„Ich meine, gnädigster Herr, daß Sie noch schwere Kämpfe haben werden; die Ruhe, die man Ihnen jetzt gönnt, kommt mir verdächtig vor und es sollte mich gar nicht wundern, wenn man ein starkes Gewitter vorbereitet, dessen Schläge Ihre liebenswürdige Gemahlin zu vernichten bestimmt sind. Die Drohung mit dem Spinnhause gilt nicht Dorothea, sie gilt der Dame, die sie heirathen woll-

ten. Aus Allem geht hervor, daß sich in der Residenz etwas vorbereitet. Aber kümmern Sie sich darum nicht; ich stehe Ihnen tapfer zur Seite und werde Ihnen, wenn die Gefahr am größten ist, eine Waffe in die Hand geben, mit der Sie jeden Angriff siegreich abschlagen."

„Du, Philipp?"

„Ich, gnädigster Herr!"

„Es wäre mir schon recht, eine solche Waffe zu besitzen, indeß . . ."

„Ah, Sie glauben, ich vermöge sie nicht zu beschaffen?"

„Du meinst es herzlich gut mit mir, alter Freund."

„Daß weiß Gott!" versicherte Philipp.

„Und ich bin davon überzeugt."

„Zählen Sie auf mich, gnädigster Herr, verleben Sie Ihre Flitterwochen, die die schönsten sind in der Ehe, ganz ruhig und warten Sie den Verlauf der Dinge ab."

„Soll auch geschehen."

„Aber verlassen Sie Tannenfels nicht . . . bleiben Sie mit Ihrer Gemahlin immer hier, ich könnte Sie sonst nicht wirksam schützen."

Adolar sah den Alten erstaunt an.

„Freund Philipp", meinte er, „es wäre doch gut, wenn Du Dich deutlicher ausdrücktest."

„Für jetzt kann ich es nicht."

„Warum? Warum?"

„Verzeihung, lieber gnädiger Herr, weil ich nicht kann . . . Es wäre auch recht gut, wenn es nie dazu käme . . . Leben Sie glücklich, recht glücklich in Ihrer Ehe, die jeder

verständige Mensch billigen muß. Ihre Gemahlin ist eine vortreffliche Frau, ich liebe sie schon als ob sie mein eigenes Kind wäre... Bleiben Sie Ihren Grundsätzen immer getreu und es wird Alles gut gehen."

Nachdem Philipp die Hand seines jungen Herrn gedrückt und erregt geküßt hatte, entfernte er sich rasch. Man hörte ihn die Worte murmeln: „Spinnhaus! Seht dort diese schlechten, übermüthigen Menschen! Ich werde ihnen den Brei schon versalzen, sobald er gegessen werden soll!"

„Der gute Mann", dachte Adolar bewegt, „ist in seiner Liebe zu mir ganz verblendet. Was kann er thun, um mich zu schützen? Die Liebe und die Treue, die ich meiner reizenden Gattin bewahre, wird der beste und wirksamste Schutz sein."

Er ging in das Boudoir, wo er Sophie antraf; sie saß am Flügel und ließ leise die Finger über die Tasten gleiten, als ob sie sich nicht getraute laut zu spielen. Das Eintreten des Gemahls hatte sie nicht bemerkt. Jetzt ließ sie die kleinen weißen Hände ruhen und sah nach dem vom Abendrothe beleuchteten Fenster.

„Sophie!" rief er leise.

Sie erschrak.

„Ach, Du bist es!"

Die junge Frau sprang auf und warf sich ihm an die Brust.

„Was hast Du, Sophie?"

„Ich komme mir doch recht fremd hier vor."

„Kleine Thörin! Du bist die Besitzerin dieses Schlosses."

„Ich empfinde eine Beklommenheit, die ich durch Nichts verbannen kann", fuhr Sophie fort.

„Denke doch an meine Liebe, Sophie."

„Mir kommt Alles wie ein Traum vor."

„Du sollst an die Wirklichkeit glauben."

„Wie ein Traum, den das Erwachen rasch zerstört."

„Ich werde sorgen, daß Du immer träumst . . . O, meine liebe, liebe Frau!"

Der Prinz hielt das reizende Wesen innig umschlungen.

„Ach, wäre Dorothea bei mir!" flüsterte sie zu ihm empor.

„Gedulde Dich, sie wird bald kommen."

„Die arme Freundin muß meinetwegen so viel Verfolgungen erleiden."

„Ich kann es zu meinem Bedauern nicht ändern; aber daß der Freundin später ein reicher Lohn werde, dafür können wir Beide sorgen. Du sollst das Glück Dorotheas begründen."

Er ließ sich mit ihr auf dem Divan nieder und zwischen Beiden entspann sich nun eine Plauderei, deren Traulichkeit durch die Abenddämmerung erhöht ward. Der Prinz schwelgte in dem unbeschreiblichen Glück, das die ersten Tage der Ehe bieten und wie berauscht rief er mehr als ein Mal:

„Du bist keine Sterbliche, Sophie; Du bist ein Engel!"

„Adolar", flüsterte sie zurück, „ich würde dem Wahnsinn anheimfallen, könnten je Umstände eintreten, die mich von Dir trennten."

„Denke doch nicht an Dinge, die in das Reich der Unmöglichkeit gehören!"

„Wärst Du doch ein armer Mann, ich würde durch meine Kunst für Dich erwerben."

„O, ich glaube Dir!"

„Und dann solltest Du sehen, was wahre Liebe vermag."

„Bleibe wie Du bist, mein Kind, und ich werde Dich auf den Händen tragen. Fast möchte ich wünschen, daß Dorothea nie zu Dir käme."

„Warum?"

„Weil ich eifersüchtig auf sie bin."

„Eifersüchtig? Dorothea ist ja ein Mädchen."

„Aber Du hegst Sympathien für sie."

„Natürlich, weil sie meine Freundin ist."

„Aber ich will, daß alle Deine Neigungen sich in mir concentriren, daß ich nicht nur Dein Gemahl, sondern auch Dein einziger Freund bin . . . Ach, meine Liebe ist grenzenlos."

„Wie die meine, Adolar!"

Eine Stunde später ließ der Prinz Licht bringen.

Am folgenden Morgen kündigte Haustein seinem Freunde an, daß er reisen müsse.

Birnstiel fragte erstaunt:

„Jetzt schon?"

„Ja."

„Wohin wollen Sie, Freund?"

„Ich kann nicht unthätig bleiben, ich muß nach meiner Tochter forschen.“

„Sie haben so wenig Anhaltpuncte, daß Sie auf ein Resultat nicht rechnen können; bleiben Sie, bis Nachrichten eingehen, die Ihnen eine bestimmte Richtung andeuten.“

Haustein erklärte entschieden:

„Ich kann nicht!“

Der Schauspieler suchte ihn von der Fortsetzung der Reise abzuhalten; es war vergebens.

„Lassen Sie mich ziehen“, bat der alte Pfarrer; „nicht nur die Sorge um Dorothea treibt mich fort, ich habe auch noch Familienangelegenheiten zu ordnen, die vielleicht mit dem Verschwinden meiner armen Tochter im Zusammenhange stehen. Wir werden fleißig correspondiren und Sie schreiben mir Alles, was Sie hier in Erfahrung bringen.“

„Das verspreche ich Ihnen. Wohlan, Freund, so reisen Sie denn in Gottes Namen, auf mich dürfen Sie zählen. Ich hätte Sie gern noch länger bei mir gesehen, denn ich fühle mich mehr als unbehaglich und Sie sind eine gleichgestimmte Seele, der ich mein ganzes Herz ausschütten kann . . . wer weiß, was meiner noch wartet!“

„Hoffen Sie, Freund, hoffen Sie! Ich halte den Prinzen für einen muthigen Mann, der sein geliebtes Weib gegen alle Angriffe vertheidigt. Der Fürst wird, wie Sie, die Trauung billigen müssen . . . Was geschehen, läßt sich nicht ändern.“

Nach einer Pause rief der Schauspieler:

„Freund, seien Sie offen: wie steht es mit Ihrer Kasse?“

Haustein antwortete nicht; er sah trüb lächelnd vor sich nieder.

Der Schauspieler stand auf und holte ein Taschenbuch aus dem Secretair.

„Es ist für alle Fälle gut", meinte er; „nehmen Sie dies als Reisegeld, ich kann es, als der Schwiegervater eines Prinzen, entbehren."

„Nur als Darlehen!"

„Wie Sie wollen. Ich freue mich, daß ich Ihnen einen kleinen Dienst leisten kann."

Abends nahm Haustein Abschied von dem Freunde und dem prinzlichen Paare. Sophie brach in Thränen aus; als sie dem bekümmerten Vater Dorotheas die Hand reichte.

„Schreiben Sie fleißig", bat sie mit zitternder Stimme; „richten Sie alle Ihre Briefe nach Tannenfels, Sie werden stets Antwort darauf erhalten. Die Forschungen nach der Freundin, die vielleicht nicht so weit sich befindet, als wir fürchten, wollen wir mit doppeltem Eifer fortsetzen."

Mit Tagesanbruch bestiegen die Reisenden einen Jagdwagen des Prinzen. Kappe saß behäbig neben seinem Begleiter, blies große Rauchwolken aus der kurzen Pfeife in die frische Luft und lächelte wie ein Mensch, der sagen will: „Jetzt will ich mich der Bequemlichkeit freuen, die mir der günstige Zufall angewiesen hat; ich fühle mich wohl, sehr wohl!" Haustein hüllte sich in den Pelz, den der Freund ihm mit sanfter Gewalt aufgedrungen, und betrachtete die romantische Gegend, durch welche die gut gehaltene Straße führte.

Denselben Tag erhielt der Prinz durch einen Courier einen Brief aus der Residenz, in welchem der fürstliche Vater ihm kurz und bündig ankündigte, daß er, der Prinz, vom Hofe verbannt sei und den bleibenden Aufenthalt in Tannenfels nehmen möge, damit der höchsten Aristokratie das Aergerniß erspart werde, eine unbedeutende Schauspielerin in ihrer Mitte zu sehen. Sollte dieser Befehl, so schloß der Brief, nicht respectirt werden, so würde man Mittel zu finden wissen, ihm Nachdruck zu verleihen.

„Gut", dachte lächelnd der Prinz, „es ist also nicht mehr eingetroffen, als ich erwartet habe. Die mir zudictirte Verbannung kann ich ertragen . . . ich theile sie mit einem Engel, der mir jeden Winkel der Erde zum Paradiese macht."

Er verschwieg seiner Gattin den Befehl des Vaters.

Um dieselbe Zeit erhielt der Pfarrer von Tannenfels eine Vorladung, sich persönlich dem Minister von Nußbaum zu gestellen. Hahn, so hieß der Geistliche, hatte zuvor eine lange Unterredung mit dem Castellan Philipp, an der auch Frau Katharine theilnahm. Tags darauf benutzte der Pfarrer die Post und reiste nach der Residenz, wo er in einem sehr bescheidenen Gasthofe abtrat. Nußbaum empfing den Vorgeladenen in seinem Privatcabinette. Hahn, ein langer hagerer Mann mit weißlichem Gesicht und ergrautem Haar, grüßte höflich, aber nicht unterwürfig. Dem Minister mißfiel das feste Auftreten des Landgeistlichen, der sich in einer sehr ernsten Angelegenheit rechtfertigen sollte;

er gab dies durch eine Gemessenheit zu erkennen, die an Stolz grenzte.

„Sie sind der Pfarrer Hahn?“ fragte er kaum verständlich.

„Ja, Excellenz!“

Eine kräftige Baßstimme ertheilte diese Antwort.

Excellenz saß auf einem weichen Fauteuil, der Landpfarrer mußte stehend das Verhör aushalten.

„Ich selbst habe es unternommen“, begann der Minister, „Sie über eine Amtshandlung zu befragen, die Sie entweder aus Unkenntniß oder aus Eigennutz vollzogen haben. Welcher Fall auch der richtige sei . . . ich muß mein inniges Bedauern aussprechen, daß ein Diener Gottes, der berufen ist Ordnung in der ihm anvertrauten Herde zu halten, sich dieser Ausschreitung hat schuldig machen können. Sie haben unsern durchlauchtigsten Erbprinzen mit einer Schauspielerin ehelich verbunden?“

Furchtlos antwortete Hahn:

„Ja, Excellenz!“

Nußbaum sah den Furchtlosen verwundert an.

„Fühlen Sie nicht, daß Sie ein schweres Unrecht begangen haben?“

„Nein, Excellenz!“

„Daß Sie wider die gesetzliche Ordnung gehandelt?“

Hahn erklärte ruhig und würdevoll die Gründe, die wir bereits kennen; er betonte vorzüglich, daß der Getraute nicht nur der Prinz, sondern auch sein Kirchenpatron sei dem er Achtung und Gehorsam schulde.

„Wie", rief der Minister, „in diesem Wahne sind Sie befangen? Das ist eine leichte Art, die Schuld von sich abzuwälzen."

„Ich bitte, Excellenz, ziehen Sie nicht mich, ziehen Sie meinen Kirchenpatron zur Rechenschaft."

Nußbaum blieb immer noch ruhig.

„Sie wollen Ihre Stellung nicht kennen und geben den Befugnissen Ihres Patrons eine zu weite Ausdehnung, weil es Ihnen jetzt gerade passend erscheint. In rein kirchlichen Handlungen sind Sie dem Consistorium verantwortlich, das, wie Sie wissen, über dem Patron steht, und wäre dieser Patron auch ein Prinz. Der vorliegende Fall beweist deutlich, wie überflüssig, selbst wie gefährlich die Kirchenpatrone sind . . . Ich werde deshalb eine Reform eintreten lassen . . . Bleiben wir jetzt bei der Sache. Aus Rücksicht auf den Prinzen habe ich als Minister des fürstlichen Hauses die Untersuchung Ihrer Contravenienz selbst übernommen. Antworten Sie auf alle meine Fragen, denn nur so können Sie Ihre Schuld einigermaßen geringer machen. Ich lege Ihnen nämlich Eigenmächtigkeit und Ueberschreitung Ihrer Befugnisse zur Last . . . Sie hätten, da Sie die hohe Person des Bräutigams kannten, sofort Bericht erstatten und sich Verhaltungsbefehle erbitten müssen. Außerdem haben Sie ohne alle und jede Legitimation die Trauung vollzogen . . . Bei Ihren Amtshandlungen müssen Sie ohne Ansehen der Person verfahren und dürfen nur die gesetzlichen Bestimmungen im Auge halten die Trauung ist also wirklich vollzogen?"

„Ja, Excellenz!“

Nußbaum nahm ein Papier von seinem Schreibtische.

„Demnach“, fuhr er fort, „ist dieser Trauschein, den der Prinz eingesandt hat, echt?“

Hahn verneigte sich.

„Excellenz, ich stelle falsche Papiere nicht aus.“

„Bitte“, flüsterte ironisch höflich der Minister. „Der Form muß durchaus genügt werden.“

Er machte Notizen in ein Taschenbuch.

„Wer sind die Zeugen bei der Trauung gewesen?“ fragte er weiter.

Der Pfarrer nannte sie.

Das Gesicht des Ministers verfinsterte sich.

„Sie haben eine schwere Schuld auf sich geladen!“ rief er aus. „Bekennen Sie, daß Sie einer demokratischen Partei angehören, die dem Fürstenhause einen empfindlichen Schlag versetzen will.“

„Verzeihung, Excellenz, ich gehöre keiner Partei an, ich kümmere mich um die Politik nicht, obgleich ich gern eingestehe, daß ich den Fortschritten auf allen Gebieten geneigt bin.“

Nußbaum hatte den Pfarrer forschend angesehen.

„Sie haben Familie?“ fragte er nach einer Pause.

„Eine starke Familie, Excellenz.“

„Und Ihr Gehalt ist eben nicht bedeutend?“

„Ich brauche eben nicht zu darben, aber einrichten muß ich mich doch, um meine Kinder tüchtig für das Leben zu

machen. Es fällt mir dies nicht schwer, da ich wenig Bedürfnisse habe."

Der Minister hatte in einem Buche gelesen.

„Dennoch läßt sich annehmen, daß Sie einen Nothpfennig für Ihre alten Tage nicht zurückgelegt haben."

„Ich bin frei von Schulden, das ist Alles. Im verflossenen Sommer habe ich mein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert . . . im Falle einer Amtsuntüchtigkeit darf ich wohl auf einen Ruhegehalt zählen . . ."

Nußbaum zuckte mit den Achseln.

„Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen eröffnen, daß Sie laut Cabinetsordre nicht nur Ihres Amtes entsetzt sind, sondern auch keine Ansprüche auf Pension haben. Außerdem steht Ihnen eine Untersuchung bevor, aus der Sie nicht straflos hervorgehen werden. Ihr Vergehen ist der Art, daß die Behörde sich veranlaßt gesehen hat, die Untersuchungshaft anzuordnen. Um das Aufsehen zu vermeiden, habe ich Sie einfach vorladen lassen . . ."

„Untersuchungshaft?" fragte betreten der Pfarrer.

„Ja!"

„Ich werde mich meinem Richter durch die Flucht nicht entziehen."

„Wohl möglich."

„Gegen die Haft muß ich protestiren!" rief Hahn laut.

„Immerhin; aber Sie müssen Sie antreten."

„Es ist doch unerhört, einen Vater der Familie zu entziehen nur aus Besorgniß, daß er entfliehen werde. Ich nenne das einen Act der Grausamkeit, zumal da meine

Schuld noch nicht constatirt ist. Für was soll ich büßen?"

Nußbaum hatte sich von seinem Sessel erhoben.

„Der Befehl zu Ihrer Verhaftung ist ertheilt, ich kann ihn nicht zurücknehmen, auch wenn ich wollte. Der durchlauchtigste Fürst selbst, entrüstet über Ihre Eigenmächtigkeit, die so schreckliche Folgen hat, will die strengste Untersuchung und Bestrafung . . . fügen Sie sich in Geduld und treten Sie sofort Ihre Haft an. Draußen erwartet Sie ein Polizeicommissar."

Hahn blieb ruhig stehen.

„Excellenz", sagte er bitter lächelnd, „ich glaube nicht, daß Sie zu Gewaltmaßregeln greifen, die durch Nichts gerechtfertigt sind. Man spricht und schreibt, daß unser Land ein Rechtsstaat sei . . ."

„Das ist er in der vollsten Bedeutung des Wortes."

„Ich muß, wenn Sie mir Gewalt anthun, das Gegentheil behaupten. Das Gesetz kennt das Ansehen der Personen nicht . . . bin ich strafbarer, weil ich einen Prinzen getraut habe auf Befehl meines Kirchenpatrons? Kann der Fürst, der der erste Bürger im Staate sein soll, ohne Weiteres Gewaltmaßregeln dictiren? Wäre der Bräutigam ein Bauer gewesen, bei dessen Verbindung ich einen Formfehler begangen, so würde man mich in eine Ordnungsstrafe von zwanzig bis dreißig Thaler genommen haben . . . da er ein Prinz ist, wirft man mich ins Gefängniß ohne Urtheilsspruch, selbst ohne Verhör. Spricht mein Vorleben nicht für die Rechtschaffenheit meines Charakters? Wenn

ich mein Wort gebe, daß ich jede Stunde bereit bin vor dem Richter zu erscheinen, so liegt kein Grund vor, mich zu verhaften."

„Die Cabinetsordre verfügt es."

„Der Zorn des Fürsten hat die Verfügung getroffen!" rief der Pfarrer mit kräftiger Stimme. „Excellenz, ich gelange heute zu der Ueberzeugung, daß der unglückliche Haustein ein Opfer der Willkürherrschaft ist, wie ich jetzt ein solches werden soll. Es sieht schlimm aus in unserm Lande, das so glücklich sein könnte, wenn Recht und Gesetz regierten, wenn der Verstand der Unterthanen nicht in Fesseln geschlagen würde."

Nußbaum streckte langsam die hagere Hand aus.

„Schweigen Sie, Herr Pastor! Ich habe es gut gemeint mit Ihnen, als ich Ihnen die Vorladung sandte, ich habe ein reuiges Geständniß von Ihnen erwartet, habe Sie für einen Mann mit loyalen Gesinnungen gehalten ... Ihr Auftreten belehrt mich eines Andern. Sie stehen auf dem Standpuncte, den der verblendete Haustein einnimmt ... ich bedaure dies in ihrem Interesse, da Sie, als ein langjähriger Priester, die Würde der Kirche hätten wahren und stärken müssen. Aber nein, Sie untergraben die Autorität der Geistlichkeit und huldigen den demokratischen Umtrieben. Demnach habe ich mich nicht getäuscht in der Annahme, daß Sie als Demokrat die Trauung des Prinzen vollzogen haben. Sie hätten den unbesonnenen Sohn unsers allergnädigsten Landesherrn belehren müssen, um einen Act zu verhindern, der tiefes Weh über unsere Herr-

scherfamilie gebracht hat. Gott selbst will den Unterschied der Stände, da er ihn zuläßt . . ."

In Hahns bleichem Gesichte zeigte sich jenes bittere Lächeln wieder, das den Minister so unangenehm berührte.

„Den Unterschied der Stände!" murmelte der Pfarrer.

„Streiten wir nicht über diesen Punct."

„Ich werde mich vor meinem ordentlichen Richter vertheidigen."

„Wohlan, so entlasse ich Sie!"

Der Pfarrer verneigte sich, öffnete die Thür und wollte das Zimmer verlassen. Ein Polizeicommissar in Uniform stand an der Schwelle.

„Dieser Herr ist der Pfarrer Hahn!" rief der Minister.

Hahn trat zurück und schloß die Thür.

„Excellenz", sagte er gefaßt, „Sie treiben mich zum Aeußersten. Ich habe die Untersuchungshaft für eine Drohung gehalten . . ."

„Schreiben Sie aus dem Gefängnisse an Ihre Familie, diese Freiheit werde ich Ihnen gestatten."

„Also doch! Ich habe an eine solche Willkür in unserm christlichen Staate nicht geglaubt. Von meiner Familie trennt man mich ohne Weiteres, man wirft mich in den Kerker ohne Urtheilsspruch . . ."

Jetzt bebten die Lippen des Pfarrers und seine Hände falteten sich zum Gebete.

Nußbaum hatte einen Gang durch das Zimmer gemacht.

„Haben Sie mir noch Etwas zu sagen?" fragte er kalt.

„Ich bitte Sie, den Haftbefehl zurückzunehmen. Mein Weib, meine Kinder werden bis zum Tode erschrecken…“

„Ah, Sie begreifen das Verhängnißvolle Ihrer Lage.“

„Ich begreife, daß man mein Verderben will.“

„Und Sie, Herr Pfarrer, könnten sofort die Untersuchung abwenden.“

„Ich! Ich!“

„Sie allein.“

„Wie kann ich das?“

Der Minister nahm seinen Platz auf dem Fauteuil wieder ein.

„Herr Pastor“, begann er, „Sie sind ein Mann, der in der Schule des Lebens gereift ist; verhandeln wir sine ira et studio . . . ich rathe Ihnen dies zum eigenen Besten. Machen Sie mir Vorschläge . . . sprechen Sie nicht zu dem Minister, sondern zu dem Sachwalter des Fürsten, der die traurige Angelegenheit ohne Aufsehen redressiren möchte. Sie haben dem Prinzen die Hand zur Ausführung eines Streichs des Leichtsinnes geboten . . . dieser Streich, der den erstgeborenen Sohn den hohen Eltern entfremden muß, ist bis jetzt der Welt Geheimniß geblieben . . . Es wäre leicht, die Scheidung zu bewirken . . . aber dadurch erregen wir Aufsehen, das wir aus gewichtigen Gründen vermeiden müssen. Wir haben die Vermählung des Prinzen mit der Tochter eines hohen Herrscherhauses projectirt . . . die Einleitungen dazu können wir für vollendet betrachten . . . bedenken Sie den Eclat, wenn die Trauung bekannt wird. Eine Prinzessin wird sich

nicht entschließen, die Ehe mit einem Mann einzugehen, der von einer Schauspielerin geschieden ist. Müssen auch verschiedene Rücksichten der Politik weichen, dieser Fall ist doch ein wenig zu stark . . . Machen Sie mir Vorschläge, Herr Pastor! Man wird es Ihnen danken, wenn Sie still das Werk zerstören, das Sie selbst verrichtet haben . . . Mit dem Prinzen werden wir schon fertig werden, er muß sich fügen . . . die Schauspielerin, die den arglosen Prinzen schlau berückt hat, wird sich durch Geld abfinden lassen, wenn sie einsieht, daß ihre Reclamationen fruchtlos bleiben. Freilich, wenn sie sich auf das Kirchenbuch und den Trauschein beziehen kann . . .“

„Was ist das?“ rief erstaunt der Pfarrer. „Wenn ich recht gehört, muthen Sie mir zu, eine Fälschung zu begehen . . .“

„Ich fordere nur Vorschläge von Ihnen . . .“

„Excellenz, meine Ansichten von der hohen Aristokratie sind nicht die besten.“

„Seien Sie klug!“ mahnte Nußbaum fein lächelnd. „Sie sind Familienvater und haben Pflichten gegen Weib und Kind zu erfüllen. Der Prinz kann Ihnen eine Unterstützung nicht bieten . . . Denken Sie daran, daß ich im Namen des Fürsten mit Ihnen verhandle, und daß Ihre Beförderung in meiner Hand liegt. Jeder außerordentliche Dienst, uns geleistet, wird belohnt. Wenn Sie eine Familienangelegenheit ordnen helfen . . . verstehen Sie mich denn nicht? Ich spreche als Privatmann zu Ihnen . . .“

Der Pfarrer unterbrach ihn mit den heftig ausgestoßenen Worten:

„Excellenz, ich kann Ihnen keine Vorschläge machen!"

„Ist das Ihr letztes Wort?"

Hahn verneigte sich.

„Mein letztes Wort."

„Ich beklage Ihre Verblendung."

„Mein Gewissen verbietet mir, mit einer kirchlichen Amtsverrichtung Handel zu treiben."

Nußbaum legte sich stolz in die Lehne des Fauteuils zurück.

„Der Privatmann hat Ihnen Nichts mehr zu sagen", rief er; „aber der Minister muß jetzt seine Pflicht erfüllen."

Er setzte die Glocke in Bewegung, die neben ihm auf dem Tische stand.

Kaum war der Ton verhallt, als auch schon der gut instruirte Polizeicommissar eintrat.

„Sie befehlen, Excellenz?"

„Führen Sie diesen Herrn in das Gefängniß des Criminalgerichts, er ist Untersuchungsgefangener. Dem Inspector werden weitere Befehle schriftlich ertheilt werden."

Der Commissar verneigte sich ehrfurchtsvoll.

„Excellenz", rief Hahn, „ich protestire feierlich gegen diesen Gewaltstreich, gegen diesen Act der Ungerechtigkeit!"

„Erheben Sie Protest aus dem Gefängnisse."

Nußbaum erhob sich und wollte in das angrenzende

Zimmer gehen, dessen Thür offen stand. Der Commissar hatte die Thür, die auf den Corridor führte, geöffnet.

„Excellenz“, fragte Hahn mit bebender Stimme, „wollen Sie den Befehl nicht zurück nehmen?“

Der Minister machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und ging stolz weiter.

„Warten Sie, warten Sie!“ bat der Pfarrer. „Ehe ich scheide habe ich dem Herrn Minister noch eine Mittheilung zu machen, die von Wichtigkeit ist.“

Der Polizeicommissar sah fragend den Minister an, der auf der Schwelle der Cabinetsthür stand.

„Ich werde den Herrn Pfarrer hören!“ murmelte Nußbaum.

Der Commissar verließ das Gemach.

„Sind wir allein?“ fragte Hahn.

„Ja.“

„Wird mich Niemand hören?“

„Niemand! Alles, was wir sprechen, bleibt überhaupt Geheimniß . . . Theilen Sie sich mir mit!“

Nußbaum lächelte zufrieden vor sich hin und nahm seinen Platz wieder ein. Und lächelnd zog er die goldene, mit kostbaren Edelsteinen geschmückte Dose hervor, aus der er eine Prise duftenden Tabaks nahm; er wähnte den alten Pfarrer mürbe gemacht zu haben. Dieser aber stand ruhig vor ihm und begann:

„Sie zwingen mich, Excellenz, zu einem Geständnisse, das ich gern zurückgehalten hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Sie haben Recht: Die Pflichten gegen meine

Familie sind nicht minder wichtig, als meine Amtspflichten und ich erfülle sie. Weib und Kind dürfen dem Verderben nicht preisgegeben werden durch das Verschulden des Vaters. Ich bitte Sie, mir eine Audienz bei dem Landesherrn zu erwirken."

Der Minister spielte einige Augenblicke mit der Dose.

„Durchlaucht empfangen in den nächsten acht Tagen nicht, der hohe Herr ist von dem compromittirenden Schritte seines leichtsinnigen Sohnes dergestalt angegriffen, daß wir neue Erregungen von ihm fern halten müssen. Das Ordnen der Angelegenheit ist völlig in meine Hand gegeben... Sie sprechen zu dem Fürsten, wenn Sie zu mir sprechen. Daß ich das unbegrenzte Vertrauen meines Gebieters besitze ist landeskundig . . . Seien Sie ganz offen und legen Sie sich keinen Zwang an. Ich werde gewissenhaft dem Fürsten übermitteln, was Sie mir jetzt anvertrauen."

„Wohlan, Excellenz, ich spreche zu dem Fürsten: Nicht lange nach meiner Einsetzung als Pfarrer von Tannenfels kam Philipp, der Kastellan des Schlosses, zu mir. Es war mitten in der Nacht und der Regen fiel in Strömen hernieder, da sich ein heftiges Gewitter entlud. Die Gattin Philipps hatte einige Tage zuvor einen Sohn geboren, der am folgenden Morgen getauft werden sollte. Die Anmeldung dieses Falles lag auf meinem Schreibtische, es waren auch schon die Namen des Täuflings bestimmt. Philipp verlangte eine geheime Unterredung mit mir, die ich ihm gern gewährte. Nachdem ich ihm Schweigen gelobt, ob ich nun auf seinen mir zu stellenden Antrag einginge

oder nicht, eröffnete er mir, daß die Fürstin, die damals auf Tannenfels wohnte, von einer Prinzessin glücklich entbunden sei. Ich will kurz sein und bekennen, daß ich, stolz auf das in mich gesetzte Vertrauen, auf Alles einging, was man von mir forderte."

„Und was forderte man", fragte gespannt der Minister.

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß ich statt des Sohnes des Castellans eine Tochter taufte und acht Tage später bei der Taufe des Erbprinzen assistirte. Frau Katharine hat nach meinem Kirchenbuche eine Tochter, die Fürstin hat einen Sohn geboren. Man würde mich gewiß nicht in das Geheimniß gezogen haben, wenn Philipp die Geburt seines Sohnes nicht schon angemeldet gehabt hätte. Nicht aus Habsucht, wohl aber aus Eitelkeit habe ich mich dieses Betruges schuldig gemacht, vielleicht auch aus Mitleiden mit der Fürstin, die in unglücklicher Ehe mit dem Gemahle lebte. Man sagte mir damals, daß ich der armen Frau einen wichtigen Dienst leiste, einen Dienst, der keinem Menschen in der Welt schade, wohl aber großen Nutzen brächte. Der Leibarzt belehrte mich noch eines Weitern, indem er erklärte, daß ich der hohen Wöchnerin Beruhigung schaffe und ihr so das Leben rette. Die mir gebotene Belohnung schlug ich aus, ich begnügte mich mit dem Bewußtsein, ein gutes Werk gethan zu haben. Ich ordnete das Kirchenbuch und stellte die Taufscheine aus. Im Lande war großer Jubel, als man verkündete, es sei ein kräftiger und gesunder Erbprinz geboren. Bald

darauf starb die Fürstin . . . ich weiß nicht, ob der Fürst das Vertauschen der Kinder kennt . . . aber daß es stattgefunden kann ich heute noch darthun. Dies wollte ich unserm Landesherrn sagen, um mich vor der Einkerkerung zu retten . . . Man zwingt mich mein Schweigen zu brechen, denn Freiheit und Familie gehen mir über Alles. Will man mir den hochwichtigen Dienst durch Gefängniß lohnen, so muß ich sprechen, was ich andernfalls unterlassen haben würde. Aber wähnen Sie nicht, Excellenz, daß mit dem Verschwinden meiner Person das Geheimniß für ewig begraben bleibe . . . kehre ich morgen nicht in meine Heimat zurück und bleibe ich für alle Zukunft nicht unangefochten, so tritt ein Mann für mich auf, der vollkommen im Stande ist, die Wahrheit darzuthun."

Nußbaum lächelte wie ein Satyr; er trommelte mit zitternder Hand auf dem Deckel der goldenen Dose und sah über die Brille hinweg den Pfarrre an, der ruhig vor ihm stand.

„Seltsam! Seltsam!" murmelte er. „Bitte, nehmen Sie Platz!"

Der Pfarrer veränderte seine Stellung nicht.

Nach einer Pause begann der Minister:

„Ich finde keinen Zusammenhang in Ihren Handlungen . . ."

„Wie, Excellenz?"

„Vor Jahren haben Sie dem fürstlichen Hause einen wichtigen Dienst geleistet, und jetzt bieten Sie die Hand zu einem vernichtenden Streiche . . ."

„Weil ich mußte.“

„Dies ist mir nicht klar; wer in aller Welt hat Sie zwingen können ... Sie sind kein charakterfester Mann...“

„Excellenz, ich bereue, daß ich mich der hohen Frau gefällig gezeigt habe; ich würde viel darum geben, wenn ich meiner Amtspflicht getreu geblieben wäre. Eine perfide That zieht die andere nach sich ... Erfahren Sie denn auch den Grund, der mich veranlaßte die Trauung vorzunehmen. Die Tochter der Fürstin galt also für das Kind des Castellans und wurde als solches gehalten. Das Mädchen gedieh in der Pflege der Frau Philipps und die vermeintliche Mutter hatte große Freude daran ... ich selbst widmete dem Kinde eine besondere Aufmerksamkeit, da ich die Abstammung desselben kannte ... sie war ein wunderholdes Geschöpf! Die Leute glaubten auch, daß sie die Tochter des Castellans sei ... Da erschien der Leibarzt und forderte, daß das Kind ihm übergeben werde. Den Grund dieser Forderung habe ich nie erfahren, ebensowenig die Mittel, die man angewendet, um die Pflegeeltern fügsam zu machen. Der Arzt nahm das Kind in Empfang, stellte einen Todtenschein aus und ich bestätigte das Begräbniß aus Liebe zu dem angestammten Herrscherhause, dem ich einen gesetzmäßigen Erben erhalten wollte.“

„Was ist aus dem Mädchen geworden?“ fragte Nußbaum anscheinend ruhig.

„Ich weiß es nicht; nur so viel kann ich mittheilen, daß der Arzt mir eidlich versichert hat, es werde dem Kinde kein Leid geschehen, man sorge nur nach dem Willen der

verstorbenen Mutter für die Zukunft des Mädchens und des Erbprinzen. Nun verfloß die Zeit bis zur Trauung des Prinzen, die mich nicht nur um mein Amt, sondern auch in das Gefängniß bringen soll. Als ich Anstand nahm die heilige Handlung zu vollziehen, drohte mir der Castellan mit Denunciation und der Prinz versprach die volle Verantwortung auf sich zu nehmen. Ich willigte endlich ein, gestützt auf das Geheimniß, das mir als Abwehr dienen sollte, wenn man mich willkürlich mit einer zu harten Strafe belegen sollte. Nun kennen Sie mein Geheimniß, das mir die äußerste Noth entrissen hat."

Der Minister hatte wiederholt seine goldene Dose geöffnet und diese an die Nasenspitze gebracht. Nach einer Pause sah er auf und frägte:

„Wem haben Sie gelobt, den Kindertausch zu verschweigen?"

„Ich habe nicht nur dem Arzte das Wort gegeben, sondern auch dem Castellan, der es im Namen der Fürstin forderte."

„Und nun brechen Sie Ihr Wort?"

„Verzeihung, Excellenz, ich würde noch weiter gehen, wenn es das Wohl meiner Familie erforderte. Meine Lebensanschauungen haben sich in der langen Zeit geändert. Außerdem hat mich der Castellan Philipp meines Versprechens für den Fall entbunden, daß ich gezwungen sein würde Repressalien zu ergreifen."

„Und der Leibarzt?"

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen."

„Ihm gegenüber stehen Sie nicht rein da.“

„Wie er mir gegenüber!“ rief hastig der Pfarrer.

Nußbaum fragte langsam:

„Was soll das heißen?“

„Der Leibarzt wollte mir von Zeit zu Zeit Nachricht geben über das Schicksal des Mädchens, eben so auch dem Philipp und der Katharine . . . Wir haben Nichts, gar Nichts erfahren.“

Der Minister nahm ein Notizbuch und fragte zugleich

„Unter welchem Namen haben Sie das verschwundene Mädchen in Ihr Sterberegister eingetragen?“

„Margarethe Gerke . . . Gerke ist nämlich der Familienname des Castellans, den man allgemein Philipp nennt.“

Nußbaum hatte die Namen in das Notizbuch geschrieben. Nun verlangte er das Datum der Geburt und des Todes. Der Pfarrer zog ein Stück Papier aus seinem Taschenbuche und überreichte es dem Diplomaten.

„Ich sehe“, begann dieser ruhig, „daß Sie nicht so strafbar sind als es Anfangs schien; Sie haben sich der seligen Fürstin gefällig gezeigt und sind dadurch in sehr unangenehme Consequenzen gerathen . . . Begreife ich auch nicht, wie es möglich gewesen, daß Sie aus Furcht die Trauung vollzogen, so will ich Sie doch nicht gänzlich verdammen . . . Der Befehl Ihres Kirchenpatrons mag wohl seine Wirkung ausgeübt haben . . . Genug, die Trauung ist geschehen und kann privatim nicht rückgängig gemacht werden. Eine Disciplinaruntersuchung halte ich

für ebenso unstatthaft als überhaupt die Einmischung uneingeweihter Personen, da die Herrscherfamilie unseres Landes nicht compromittirt werden darf. Mein durchlauchtigster Herr mag wohl um die Mystification nicht wissen, ich lege sie einzig und allein der Fürstin zur Last, die wohl zur Ausführung derselben gewichtige Gründe gehabt haben mag. Es ist gut, daß wir uns gegenseitig ausgesprochen haben, was wohl nicht geschehen sein würde, wenn ich Ihnen nicht mit der Untersuchungshaft gedroht hätte, deren Anordnung ich hiermit zurücknehme."

Er öffnete die Thür und rief hinaus:

„Sie sind entlassen, Herr Polizeicommissar!"

„Wann soll ich wiederkommen?" fragte draußen eine Stimme.

„Erwarten Sie meine Befehle!"

Die beiden Männer befanden sich wiederum allein.

„Ich bin in eine peinliche Lage gerathen", begann der Diplomat, dessen bleiches Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck angenommen hatte. „Die traurige Angelegenheit muß vor der Hand bleiben wie sie ist . . . Wie auch der Entschluß des Fürsten sich gestalten möge . . . ich zähle bei dem Ordnen der Dinge auf Ihre Beihülfe. Versprechen Sie mir durch Handschlag unverbrüchliches Schweigen zu bewahren und mir, wenn ich Sie in Tannenfels besuche, unumstößliche Beweise von dem zu geben, was Sie mir eröffnet haben. Das Andenken der verblichenen Fürstin darf nicht compromittirt werden. Bleiben Sie noch einige

Tage in der Residenz, vielleicht werden Sie zur Audienz bei dem Fürsten gerufen . . . Wo sind Sie abgestiegen?"

Hahn nannte das Gasthaus.

„Bleiben Sie, ich zahle sämmtliche Kosten Ihrer Reise."

Der Minister drückte dem Pfarrer freundschaftlich die Hand.

Hahn versprach zu bleiben und trat den Weg nach seiner Wohnung an. Zufrieden mit der Wendung der Dinge ging er lächelnd durch die belebten Straßen der Residenz, betrachtete die an den Schaufenstern ausgestellten Waaren und machte hier und dort kleine Einkäufe für seine Töchter, deren er fünf an der Zahl hatte. Hans von Nußbaum saß lange sinnend auf seinem Sessel.

„Jetzt halte ich die Bestätigung meines Argwohns in den Händen!" flüsterte er vor sich hin. „Wäre ich der altersschwache Mann, für den meine Feinde mich ausgeben, wäre ich auch der servile Knecht, den der gestrenge Herr in mir vermuthet, so würde ich mich auf der Stelle in den Wagen werfen, nach dem Schlosse fahren und um geheime Audienz als Hausminister bitten . . . nein, ich suche mir zuvor die rechte Tochter der Fürstin und störe vor der Hand die Ehe des vermeintlichen Prinzen mit seiner Schauspielerin nicht. Das Uebrige findet sich. Auf diese Entdeckung baue ich einen großen Plan."

Er setzte sich an den Schreibtisch, öffnete ein verborgenes Fach und holte ein Actenstück hervor, indem er eifrig zu lesen begann. Plötzlich legte er die flache Hand an die Stirn.

„Wüßte ich", murmelte er, „wer mir die Papiere gestohlen hat! Immerhin, ich kann sie jetzt verschmerzen! Intriguirt Lisbeth, so bestrafe ich sie empfindlich; greifen mich die Feinde an, die sich in jüngster Zeit bedeutend vermehrt haben, so muß Serenissimus für mich einstehen ... Ich sichere mir mein Portefeuille für so lange, als ich es zu behalten für nöthig erachte. Ach, hätte ich mich in Lisbeth nicht getäuscht, ich würde heute ein sehr leichtes Spiel haben; nach Lage der Dinge muß ich allein handeln, muß mich auf eigene Kraft verlassen. Und ich will es ... meine Jugend ist dahin, meine Energie ist mir geblieben."

Ruhig arbeitete er weiter. Eine Stunde später empfing er einen Regierungsrath, der ihm verschiedene Papiere zur Unterschrift vorlegte.

In der Abenddämmerung sehen wir die lange Gestalt Nußbaums über den Schloßplatz schweben; Niemand würde in ihm den Minister erkannt haben, der nicht nur das Land, sondern auch den Fürsten beherrschte. Er trug einen langen Rock, den er fest zugeknöpft hatte; ein großer Shawl schützte seinen hagern Hals vor dem immer noch kalten Winde und eine einfache Tuchmütze wärmte das hochweise Diplomatenhaupt. Der Rohrstock mit goldenem Knopfe diente dem Schwankenden als Stütze. Die Gicht machte wieder leise Angriffe auf das Gebein des würdigen Mannes; aber er gab sich Mühe, dieser Angriffe nicht zu achten, denn der Weg, den er unternommen, war wichtig, er mußte ausgeführt werden. In der Schloßgasse, die

Nußbaum betrat, standen nur wenig einsame Häuser, die größtentheils von pensionirten höheren Beamten bewohnt wurden. Zwischen den einzelnen Gebäuden befanden sich Gärten, deren Gitter die schmale Straße begrenzten. Das Pflaster war sehr reinlich, ein Beweis, daß der Geschäftsverkehr sich nicht bis hierher erstreckte.

Der Laternenanstecker ging mit seiner kurzen Leiter quer über die Straße. Nußbaum rief ihn an.

„Was beliebt?" fragte der Mann im grauen Arbeitskittel.

„Ich suche das Haus des Hofraths Ritter."

„Dort, wo die Laterne brennt, die ich soeben angezündet habe."

„Danke, lieber Mann!"

„Will mir der Herr nicht einen Groschen zu einer Pfeife Tabak schenken?"

„Ah, hier wird gebettelt!" rief der Minister in grobem Tone.

„Gebettelt?"

„Es ist mit strenger Strafe belegt."

„Seht doch", antwortete der Mann, „auf der Polizei muß man fünf Groschen bezahlen, wenn man die Wohnung Jemandes erfahren will . . ."

„Die Polizei ist etwas anderes . . ."

„Was ist sie denn? Geld will sie haben und immer Geld. Ich aber soll umsonst Auskunft geben, trotzdem ich ein armer Mensch bin. Es ist gut, ich weiß schon mit wem ich zu thun habe."

„Sie müssen unsere Landesgesetze respectiren.“

„Schöne Gesetze, die dem Arbeiter das Fell über die Ohren ziehen.“

Der Laternenanstecker ging lachend weiter.

„Es herrscht noch ein böser Geist im Volke“, murmelte der Minister. „Ob dieser Kerl mich gekannt hat? Ich kann seine Philosophie nicht mißbilligen . . . aber der Plebs soll nicht philosophiren.“

Er stand an dem bezeichneten Hause, dessen Schloß und Griff von Messing in dem Gaslichte der Laterne hell erglänzten. Auf das Glockenziehen ward sofort geöffnet.

„Herr Hofrath Ritter?“ fragte Nußbaum.

Die Magd, die auf der Schwelle stand, antwortete:

„Der Herr Hofrath ist zu Hause.“

Nußbaum betrat die Hausflur.

„Wer ist da?“ fragte eine tiefe Baßstimme.

Die Gestalt eines Mannes zeigte sich in der halbgeöffneten Thür des beleuchteten Zimmers.

„Ich bitte den Herrn Hofrath um eine Unterredung ...“

Nußbaum hatte sich der Thür genähert.

„Wer giebt mir die Ehre?“

Der Hofrath trat zurück und der Minister überschritt die Schwelle des behaglich erwärmten und mild erleuchteten Zimmers.

„Kennen Sie mich, Herr Hofrath?“

„O, Excellenz, Excellenz! Wie komme ich zu der hohen Ehre?“

Der Bewohner des Hauses wollte in das Nebenzimmer gehen.

„Bleiben Sie im Schlafrocke", sagte Nußbaum ihn zurückhaltend. „Ich habe mit Ihnen vertraulich zu sprechen; verbannen wir die lästige Etikette, die zugleich überflüssig ist."

Der Minister entledigte sich des großen Shawls, den er um den Hals gewunden, und reichte dem Manne im Schlafrocke lächelnd die Hand.

„Hätten Sie mich doch zu sich beschieden, Excellenz!"

Der Hofrath war ein kurzer dicker Mann mit einem sehr starken Kopfe, dessen buschiges Haar schon schneeweiß geworden. Seine fleischigen, schlaff herabhängenden Wangen waren dunkelroth gefärbt, an der breiten und niedern Stirn zeigten sich bräunliche Flecken und die kleinen Augen unter starken buschigen Brauen glühten wie Kohlen. Er trug einen mehr bequemen als eleganten Schlafrock und hielt die schwarze Sammetmütze, die er rasch abgenommen, zwischen den dicken, mit Ringen geschmückten Fingern. Sein Embonpoint hatte die Grenze des Gewöhnlichen schon überschritten; trotzdem waren seine Bewegungen leicht und rasch und die Art seines Sprechens verrieth den entschiedenen, sich selbst bewußten Mann. Dem Minister gegenüber benahm er sich höflich, aber nicht unterwürfig.

Der Minister saß auf dem bequemen Sopha, ihm gegenüber nahm der Dicke auf einem Lehnstuhle Platz, nachdem er die Sammetmütze in die Tasche des Schlafrocks

gesteckt hatte. Nußbaum hatte mit forschenden Blicken den ehemaligen Arzt, der jetzt von seinen Renten lebte und den Hofrathstitel führte, angesehen. Eine nähere Bekanntschaft fand zwischen Beiden nicht statt, auch hatten sie sich nur wenig gesehen, da der Mediciner die diplomatischen Kreise wie den Hof mied. Ritter liebte es sich in aller Stille gütlich zu thun, seinem Leibe eine vorzügliche Pflege angedeihen zu lassen und sich von aufregenden Vergnügungen fern zu halten. Er war nie verheirathet gewesen, obgleich er die Frauen gern sah. Seine Haushälterin war ein hübsches corpulentes Weibchen, das in dem freundlichen Hause eine musterhafte Ordnung hielt und die feine Kochkunst aus dem Fundamente verstand. Die Pension des Hofraths reichte nicht aus, die Kosten des Haushalts zu bestreiten, er mußte demnach Vermögen besitzen; die Leute im Allgemeinen sagten, er habe sich schönes Geld durch die frühere Praxis erworben, einzelne Eingeweihte aber wollten wissen, daß der Herr Hofrath hier und dort die Geheimnisse großer Familien ausgebeutet und Dienste geleistet habe, für die es keine Taxe giebt. Sein Ruf war der beste, zumal da er häufig armen Kranken Wohlthaten erwies. Um die Tagesfragen der Politik kümmerte er sich nicht; er las in den Zeitungen nur die Hofnachrichten und die Börsencourse. Den Stand der Eisenbahnactien kannte er stets sehr genau; er machte keine anderen Reisen, als die zu den Generalversammlungen der Actionaire, denen er angehörte. Freunde hatte er nicht, der Bekannten aber viele. Niemand konnte sich seines vertrauten Umgangs rüh-

men, er gab keine Gesellschaften und besuchte auch keine. Im Theater sah man ihn nur bei festlichen Gelegenheiten, am Geburtstage des Fürsten und der Fürstin oder des Erbprinzen, er war ja Hofrath.

„Sind wir allein, Herr Hofrath?“ fragte leise der Minister.

„Ja, Excellenz.“

„Kann Jemand uns belauschen?“

„Dort ist mein Schlafzimmer, zu dem Niemand Zutritt hat; nach der Hausflur zu sind wir ganz sicher.“

„Sie wissen, daß ich zugleich Minister des fürstlichen Hauses bin.“

Ritter neigte das Haupt.

„Ich habe die Ehre, Excellenz.“

„Als solchem liegt es mir ob, alle Interessen der hohen Familie wahrzunehmen.“

„Natürlich, natürlich! Diese Interessen konnten in eine würdigere Hand nicht gelegt werden.“

Ritters Blicke hafteten forschend auf dem Minister, der ruhig fortfuhr:

„Sie waren der Leibarzt der verstorbenen Fürstin ...“

Der Hofrath antwortete durch eine Verneigung mit dem Kopfe.

Jetzt holte Nußbaum seine Ministerdose hervor, öffnete sie langsam und fragte:

„Sie befanden sich zur Zeit der Geburt unsers Erbprinzen auf dem Schlosse Tannenfels?“

„Wie es meine Pflicht war, Excellenz.“

„Heute ist mir ein Gerücht zu Ohren gekommen, das die verstorbene Fürstin compromittirt und Sie, Herr Hofrath, nicht minder."

„Mich?" fuhr der Dicke auf.

„Ruhig, ruhig!" flüsterte fein lächelnd der Minister. „Ich bin nicht gekommen Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern Sie zu bitten, sich mit mir zum Schutze unseres Fürstenhauses zu vereinigen."

„Mein Gott, was kann ich thun, der ich zu der großen Welt in keiner Beziehung stehe?"

„Sie wissen, daß ich ein treuer Diener unseres allergnädigsten Landesherrn bin."

„Daran zweifle ich nicht, Excellenz."

„Das Gerücht nun, dessen ich erwähnte, spricht von einer Prinzessin, die auf Tannenfels geboren wurde."

Der Hofrath erschrak.

„Wer hat dieses Gerücht verbreitet?"

„Der Pfarrer Hahn."

„So ist er ein Schurke."

Nußbaum erzählte kurz die Verheirathung des Prinzen, erwähnte des Kastellans und schloß mit den Worten:

„Sie sehen, Herr Hofrath, daß die Eltern von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und ihren Sohn verheirathet haben. Das Verhängnißvolle der Situation ist Ihnen nun klar . . . Jene Leute, die Sie in das Geheimniß gezogen, sind zu Verräthern geworden ... Wenn ich nun als Hausminister wirksam auftreten und die Gefahr beseitigen soll, so muß ich, um die rechten Mittel zu wählen, von Ihnen

wissen, was wahr und falsch an der Sache ist. Sprengt Philipp eine Lüge aus, so ziehe ich ihn sofort zur Rechenschaft; habe ich aber zu fürchten, daß er den Beweis der Wahrheit zu liefern im Stande ist, so muß ich mit dem Manne glimpflich verfahren ... Ihre Aussage wird meine Thätigkeit bestimmen ...“

„Der Erbprinz ist mit einer Schauspielerin verheirathet?“ murmelte Ritter.

„Ja.“

„Nicht möglich!“

Der Minister fuhr fort:

„Ich besitze den von Hahn ausgestellten Trauschein. Dem Fürsten liegt daran, diese Ehe zu lösen ... Hahn droht mit Veröffentlichung des Geheimnisses, wenn ich eine Untersuchung gegen ihn verfüge ... mehr noch: er will Forschungen nach der Tochter der Fürstin anstellen, die, wie er es zu erkennen gegeben, noch am Leben sei ... Handeln wir als treue Diener des Landesherrn, dessen Dynastie in Gefahr schwebt ...“

Ritter fragte sehr ernst:

„Sendet Sie der Fürst?“

„Nein.“

„Kennt er überhaupt das Geheimniß?“

„Ich glaube nicht.“

Der Hofrath, der die Fäuste auf die Kniee gelegt hatte, starrte sinnend zu Boden.

„Excellenz“, murmelte er nach einer Pause, „ich begreife, daß Sie Alles wissen müssen! Das Bedientenpack, zu dem

auch der Pfarrer zählt, ist nichtsnutziges . . . ich für meine Person habe der Fürstin geschworen, ein ruhiges Schweigen zu bewahren . . . um jenen Elenden entgegenzutreten breche ich mein Schweigen . . . aber nur Ihnen gegenüber . . .“

„Wie sich von selbst versteht“, flüsterte Nußbaum.

„Dem Minister, der den Fürsten vertritt.“

„Weihen Sie mich in Alles ein, Herr Hofrath, und Sie fügen Ihren Verdiensten um die Herrscherfamilie das Wichtigste bei.“

„Hören Sie mich an.“

Nachdem der Hofrath die Stirn getrocknet hatte, begann er:

„Ich ward als Leibarzt nach Tannenfels berufen, um der hohen Frau in der schweren Stunde beizustehen. Diese Stunde ging glücklich vorüber; als ich der Fürstin ankündigte, sie sei die Mutter eines gesunden Töchterchens, stieß sie einen Schrei aus, der mich erschreckte. Weinend lag sie in den Kissen und rang die Hände, ich mußte für ihre Gesundheit, selbst für ihr Leben fürchten. Die arme Mutter hatte auf einen männlichen Nachkommen gehofft, ihre Hoffnung war vernichtet. An demselben Tage hatte Philipps Frau einen Knaben geboren, dies wußte die Fürstin. Ich übergehe das Gespräch, das zwischen ihr und mir stattfand . . . Der Umtausch der beiden Kinder ward bewirkt . . . Die junge Mutter trennte sich ohne Schmerz von ihrem Kinde, das sie kaum gesehen hatte, und nun war sie ruhig. Als der Gemahl eintraf, herrschte Freude und Ju-

bel; Frau Katharine pflegte die Tochter und eine junge Bäuerin, die ihr Kind verloren hatte, säugte den Erbprinzen. Wir, die wir darum wußten, gelobten feierlich das tiefste Schweigen. Im Herbste ging der Hof nach der Residenz zurück. Der Winter war ungewöhnlich streng und die Fürstin ward von einem Brustleiden heimgesucht, das einen tödtlichen Ausgang hatte. Eine Stunde vor ihrem Tode hatte sie eine Unterredung mit dem Gemahl, der mich gleich darauf in sein Cabinet bescheiden ließ; er wußte, was die Fürstin auf Tannenfels gethan und schien es zu billigen. Mit der ihm eigenen Heftigkeit forderte er nähere Auskunft von mir, die ich ihm gern gab. Einen Tag später ließ er mich wiederum kommen, er gab mir Auftrag dem Castellan Philipp das Kind abzunehmen und es zur Erziehung einer Person zu übergeben, welche die Abstammung desselben nicht kenne; es sei dies, fügte er hinzu, von den Umständen geboten. Ich kam dem Auftrage nach und begab mich nach Tannenfels. Frau Katharine schien sich ungern von dem kleinen lieblichen Wesen zu trennen ... Mir, dem Leibarzte der Verstorbenen, gehorchte sie indeß und ich traf die Anordnung, daß ein leerer Sarg auf dem Friedhofe von Tannenfels beigesetzt wurde, in welchem Margarethe Gerke liegen sollte. Gerke ist nämlich der Familienname des Castellans Philipp. Der Pfarrer trug den Fall in das Sterberegister seiner Gemeinde ein und ich überbrachte dem Fürsten den Todtenschein."

„Was ist aus dem Kinde geworden?" fragte der Minister.

Der Hofrath antwortete nach kurzer Pause:

„Ich brachte es zu meiner Stiefschwester, die als Witwe eines Advocaten in einem Landstädtchen wohnte. Frau Elbert, so hieß die noch junge Witwe, war arm, ihr Mann hatte ihr Nichts hinterlassen; die Pension, die ich ihr zusicherte, gewährte ihr ein gutes Auskommen. Somit hatte ich für den Fürsten und die Witwe gesorgt, die in dem Glauben lebte, ich habe ihr mein eigenes Kind gebracht. Ich war unverheirathet und ließ die Gute in diesem Glauben, der unserer geheimnißvollen Lage nur nützen konnte. Der Fürst war zufrieden mit dem Arrangement und zahlte mir aus seiner Privatschatulle die Pension, die ich jährlich meiner Schwester übersandte. So verfloß die Zeit. Unser Fürst verheirathete sich wieder und auch aus dieser Ehe entsprossen nur Mädchen, die, nach unseren Gesetzen, dem Vater in der Regierung nicht folgen konnten. Dieser Umstand wirkte günstig auf den eingeschobenen Prinzen, dessen Legitimität mit allen Mitteln aufrecht erhalten werden mußte, um später das Land nicht an eine Seitenlinie übergehen zu lassen. Die Briefe, die ich von meiner Stiefschwester erhielt, lauteten günstig über Gretchen Elbert... diesen Namen hatte man dem Kinde beigelegt. Nach Jahren besuchte ich die Witwe . . . ich fand ein reizend schönes Mädchen vor, das munter wie ein Reh durch den Garten sprang. Die Pflegemutter hatte zwar ihre Freude daran, aber sie beklagte sich doch auch über den Eigensinn und die Wildheit Gretchens, das nur mit äußerster Strenge zum Gehorsam zu zwingen sei. Meine Schwester, eine

gutmüthige Frau, hat indeß diese äußerste Strenge nie angewendet, zumal sie Gretchen wie die eigene Tochter liebte. Nach diesem ersten Besuche verflossen wiederum Jahre. Da erhielt ich einen Brief aus Langhausen, in dem eine Freundin meiner Schwester mir anzeigte, daß die Witwe Elbert schwer krank darnieder liege und meinen ärztlichen Beistand begehre. Ich konnte nicht sofort abkommen, da einige schwere Patienten mich fesselten . . . nach acht Tagen erst erreichte ich das Städtchen . . . man hatte meine arme Stiefschwester schon begraben, sie war am Typhus gestorben."

„Und Gretchen?"

„Gretchen war verschwunden."

„Wie?" fragte überrascht der Minister.

„Auf eine bis jetzt unermittelte Weise verschwunden. Eine Nachbarin behauptete, das wilde Mädchen, das damals zehn Jahre zählen mochte, müsse schon während der Krankheit der Mutter davongelaufen sein. Ich ließ durch die Behörden Nachforschungen anstellen . . . es war keine Spur zu entdecken. Anfangs glaubte man an einen Unglücksfall; aber da die Aufforderungen in den öffentlichen Blättern, die dem Entdecker des Mädchens eine namhafte Summe verhießen, erfolglos blieben, hatte man gar keine Meinung mehr. Gretchen war und blieb verschwunden. Ich sondirte auf Tannenfels . . . Philipp und Katharine wußten ebenfalls Nichts. Den Fürsten berührte die Nachricht sehr unangenehm; er beruhigte sich jedoch, als ich ihm versicherte, meine Schwester wäre in dem Wahne gestor-

ben, daß Gretchen mein Kind wäre und in Langhausen kenne kein Mensch die Abstammung der Verschwundenen. Bald darauf ward ich pensionirt . . . von der Pflegetochter meiner Stiefschwester habe ich Nichts wieder gehört. Sie, Excellenz, sind der Erste, der die Sache in Anregung bringt."

Beide Männer schwiegen.

Der Minister roch wiederholt in seine Dose.

„Herr Hofrath!" fuhr er plötzlich auf.

„Was beliebt!"

„Aus Ihrem Berichte muß ich schließen, daß die Fürstin den Umtausch der Kinder ohne Wissen des Gemahls hat vollziehen lassen."

„Sicherlich."

„Durchlaucht hat später erst den Act erfahren und gebilligt."

„Ja."

„Ist später wieder die Rede von dem Kinde gewesen?"

„Nie; mir scheint, der Fürst hat die ganze Angelegenheit vergessen oder er legt kein Gewicht mehr darauf."

Der Minister fragte forschend:

„Giebt es außer Ihnen, dem Pfarrer Hahn und den Eheleuten Gerke noch Mitwisser?"

„Ich glaube nicht."

„Und Gretchen selbst?"

„Kann unmöglich eine Ahnung haben, da meine Schwester in völliger Unkenntniß gelebt hat."

Nußbaum fragte nun, ob das verschwundene Mädchen besondere Kennzeichen besitze.

„Ja“, antwortete der Hofrath.

„Und welche?“

„Auf dem rechten Oberarm ein Muttermal, das die Gestalt einer Erdbeere hat.“

„Nichts weiter?“

„Ich habe ein anderes Zeichen nicht entdeckt.“

Nachdem der Minister sein Taschenbuch, in das er einige Notizen geschrieben, zu sich gesteckt, stand er auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Hofrath, für das Vertrauen, das Sie mir geschenkt haben.“

Der Hofrath legte seine dicke Hand in die dürre des Ministers.

„Sie sehen mich stets bereit, Excellenz, die Interessen unseres Fürstenhauses fördern zu helfen. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß der Castellan auf Tannenfels ein gefährlicher Mensch ist . . . der Pfarrer ist ein Schwachkopf; läßt man ihn in Ruhe, so schweigt er . . .“

Nußbaum drückte die Hand Ritters.

„Ich bedarf Ihrer wohl noch, mein Bester, um die wirklich entsetzliche Angelegenheit zu ordnen. Und wir müssen sie ordnen, es hängt ja das Wohl des Staates davon ab. Jenes Gretchen ist verschwunden, nicht wahr?“

Excellenz lächelte und sah den ergrauten Aeskulap mit forschenden Blicken an.

„Gewiß, gewiß!“ murmelte Ritter. „Das Kind muß verunglückt sein, anders läßt sich das spurlose Verschwin-

den nicht erklären. Aber angenommen auch, Gretchen existirt noch, wer kann ihr Aufschluß geben über ihre Abstammung?"

„Nur Sie, Herr Hofrath."

„Ich kenne meine Pflicht."

„Wie ich die meinige kenne. Der Fürst soll bald erfahren, daß er in Ihnen den treuesten Diener besitzt."

Der Minister verließ das Zimmer. Ritter selbst leuchtete ihm und öffnete die Hausthür.

„Wir sehen uns bald wieder!"

Nachdem Nußbaum diese Worte geflüstert hatte, schritt er über die Straße und ließ sich in dem ersten Fiaker, der ihm begegnete, nach seiner Wohnung fahren.

Der Hofrath stand sinnend in der Mitte seines Zimmers.

„Habe ich denn auch recht gethan", murmelte er vor sich hin, „Alles zu sagen? Ich hätte doch recht reiflich überlegen sollen ... dazu fehlte mir freilich die Zeit ... Ich habe die Pension Gretchens bis jetzt fortbezogen ... bah, man muß sie mir lassen, daß ich schweige. Will man mich zur Rechenschaft ziehen, so stört man einen Bienenschwarm auf, der durch seine Stiche empfindliche Wunden veranlaßt ... Außerdem bin ich gezwungen mitzuwirken, daß ein Eclat vermieden werde ... In Herrn Adolar fließt das Blut seines Vaters, des Bedienten, ich habe es längst erkannt in seinem Leben und Treiben ... Was kümmerts mich? Die Fürstin hat befohlen, ich habe ge-

horcht . . . O, ich kann ruhig sein, denn Serenissimus hat mich zu fürchten. Und nun will ich zu Abend speisen."

Er klingelte.

Die Magd trat ein.

„Herr Hofrath!"

„Was denn?"

Das dicke Weibchen fragte eifrig:

„War der spindeldürre Mann nicht unser Minister?"

„Der Minister?" fragte Ritter wie zerstreut.

„Herr von Nußbaum."

„Nun ja, er wollte mich einmal besuchen. Es ist dies auch in der Ordnung . . . wir haben Actienangelegenheiten besprochen. Bringe das Essen, ich habe schon über die Zeit darauf gewartet. Du weißt doch, Rieke, daß ich nach der Uhr leben muß, wenn ich mich wohl befinden will."

Der Hofrath hielt so lange die Lampe, bis Rieke das schneeweiße Damasttuch auf den Tisch gebreitet hatte.

„Herr Hofrath", sagte sie, indem sie mit der fleischigen Hand die Falten plättete, „der Minister soll eine bildschöne Frau haben . . . die Leute wissen nicht genug davon zu erzählen."

Ritter ging auf und ab.

„Es mag wohl sein! bringe das Essen."

„Nein, stäke dieser Mensch im Golde bis an die Ohren, ich möchte ihn nicht . . . Das Gerippe, das in Ihrer Bibliothek steht, hat mehr Fleisch auf den Knochen als der Minister."

Der Hofrath blieb stehen.

„Rieke!“

„Was denn?“

„Ich bin auch kein Adonis.“

„Ah, Sie sind doch ein ganz anderer Mann, eine respectable Persönlichkeit, die bei den Frauen immer Glück macht.

Rieke küßte ihrem Herrn die volle Wange, versetzte ihm dann noch einen leichten Schlag auf die Achsel und ging lächelnd hinaus. Ritter sah ihr vergnügt lächelnd nach.

„Wenn ich sie auch nicht heirathe“, murmelte er, „so soll sie doch mit mir zufrieden sein ... sie macht mir das Leben angenehmer, sorgt für mich, als ob ich ihr Mann wäre ... basta, Rieke wird meine Universalerbin. Sie ist immer noch hübsch und wird es auch wohl einige Zeit noch bleiben ...“

Die Wirthschafterin kam zurück und setzte duftende Speisen auf den Tisch.

Der Hofrath kniff ihr wiederum in die volle frische Wange.

„Rieke!“

„Was beliebt, Herr Hofrath?“

„Du wirst diesen Abend mit mir speisen.“

„Wenn Sie es wollen, sehr gern.“

„Hole noch ein Couvert und ein Glas.“

Beides stand auf dem Tische.

Der dicke Herr küßte seine Magd; diese sah ihn schelmisch lächelnd an.

„Ei, Herr Rath, Sie sind ja heute so zärtlich!“ rief sie.

„Weil Du mir heute ganz besonders gefällst."

Sie entkorkte die Flasche.

„Sonst nicht?" fragte sie lachend.

„O, immer, immer, das versteht sich von selbst! Aber diesen Abend siehst Du so reizend aus wie noch nie. Ich habe Dich lieb, Rieke . . . Du mußt es längst bemerkt haben . . ."

Rieke füllte die Gläser.

„Sie haben es mir wohl schon gesagt; aber, verzeihen Sie, wenn ich offen bin . . ."

Er legte seinen Arm um ihre runde Taille.

„Sei offen, mein Schatz, ich werde es ebenfalls sein."

„Den Männern ist nicht so recht zu trauen . . ."

„O, o, ich bin über die Jahre des Leichtsinns und der Thorheiten hinaus; mit dem Alter kommt die Consistenz und die Zuverlässigkeit. Wer die Fünfzig auf dem Rücken hat, ist kein Springinsfeld mehr. Ich habe Dir schon mehr als ein Mal gesagt, daß ich Dich gern dicht an meiner Seite sehe . . ."

Ritter drückte sie fest an sich und wollte ihr den Mund küssen.

„Der Braten wird kalt!" rief sie, den Kopf zur Seite biegend.

„Mag er."

„Die Frau muß sich immer an der Seite des Mannes befinden, und ich bin Ihre Frau nicht."

Sie drängte ihn auf das Sopha und legte die Serviette auf seine breite Brust.

Der dicke Ritter begann zu speisen.

„Rieke", begann er nach langer Pause, in der er den ersten Appetit befriedigt hatte, ich habe über den Punct nachgedacht, den Du so eben anführtest. Man braucht ja nicht immer die Frau eines Mannes zu sein, den man lieb hat. Was ist denn eigentlich die Ehe? Sie ist ein Contract, den zwei Menschen abschließen . . . in der Sicherstellung der contrahirenden Parteien liegt der Schwerpunct . . . die Sache braucht ja nicht immer an die große Glocke geschlagen zu werden; warum soll man den Leuten Stoff zum Reden geben? Wäre ich zwanzig Jahre jünger, ich würde mich wahrlich den Redereien der Stadt aussetzen . . ."

„Der Minister ist eben so alt, als Sie sind."

„Und er hat sich doch verheirathet, meinst Du."

„Sogar mit einer bildschönen Frau, deren erster Mann im Gefängniß gewesen sein soll."

Ritter legte seine Hand auf die runde Achsel der Wirthschafterin, die speisend neben ihm saß.

„Ich möchte an Stelle des Ministers nicht sein!" sagte er ernst und gewichtig. „Der gute Mann ist zum Spotte geworden und muß sich Dinge nachreden lassen, die zum Lachen reizen."

„Wenn diese Dinge nun nicht wahr sind?"

„Gleichviel, man spricht sie; auch werden sie wohl wahr sein. Sieh, Rieke, da habe ich mir denn Folgendes gedacht: wir schließen einen Contract ab."

„Und der wäre?" fragte anscheinend gleichgiltig die Wirthschafterin.

„So lange ich lebe, bleibst Du bei mir."

„Weiter."

„Wirthschaftest in Küche und Keller und sorgst für mich, als ob ich Dein Mann wäre, wie bisher."

„Ganz gut; was wird aber, wenn Sie einmal sterben?"

„Ich hoffe noch einige Jahre zu leben."

„Auch ich hoffe es; aber setzen wir den Fall, der doch möglich ist."

„So bleibst Du in diesem Hause und wirst meine Universalerbin. Bist Du einverstanden?"

Die Wirthschafterin erröthete bis an die Ohren.

„Und was habe ich dagegen zu thun?" fragte sie leise und zitternd.

„Du bist meine Frau und bleibst es, so lange ich lebe. Die Leute brauchen nicht darum zu wissen; es ist nur meinetwegen."

„Ich bin schon zufrieden."

„Aber Du darfst einen andern Mann nicht ansehen; bin ich todt, so magst Du nach Belieben heirathen . . ."

„Abgemacht, der Contract gilt!"

Beide ergriffen die Gläser und stießen an. Dann umarmte und küßte Rieke den Hofrath, dessen sich die höchste Wonne bemächtigt zu haben schien, denn er hielt das hübsche Weibchen fest umschlungen.

Der Minister nahm mit seiner schönen Gattin das Nachtessen ein; er war heute gesprächiger und heiterer als

sonst, Lisbeth aber zeigte einen trüben Ernst, sie mochte mit dem Stande der Dinge nicht zufrieden sein. Sinnend lehnte sie in dem Seidenpolster und spielte mit der Bandschleife, die ihre weiße Hausrobe schmückte. Sie hatte, ein seltener Fall, schon vor dem Thee Nachttoilette gemacht. Auch Nußbaum war im Schlafrocke und in Pelzpantoffeln. Dem Gatten lag daran, ein Gespräch zu unterhalten.

„Du hättest das Theater besuchen können“, begann er anscheinend harmlos.

Lisbeth lächelte malitiös.

„Ist es Dir lästig, mir Gesellschaft zu leisten?“

„Ich fürchte, daß Du Dich langweilst; nimm meine Aeußerung als einen Beweis der Theilnahme.“

„Du bist sehr gütig, Freund; warum aber räthst Du mir das Theater als Zerstreuungsmittel an, und gerade heute, da man ein neues Ballet giebt?“

„Wie“, rief erstaunt der Gatte, „giebt man schon wieder ein neues Ballet?“

„Während die Fürstin eine Betstunde abhält. Die Extreme berühren sich an unserm Hofe in der lächerlichsten Weise. Die Fürstin betet und singt Kernlieder und der Fürst schwelgt in den Genüssen, die eine leichtfertige Tänzerin ihm bietet.“

Der Minister murmelte lächelnd:

„So lange es dauert. Der Krug, der häufig zu Wasser geht, bricht bald. Der Verschwendung muß ein Ende gemacht werden, sie ruinirt die Kasse.“

„In diesem Falle sorge für die Entfernung jener Con-

stanze, die unsern allergnädigsten Landesherrn bezaubert hat."

„Bezaubert!" wiederholte der Gemahl.

„Serenissimus hat nur Sinn für die Tänzerin, die er eine göttliche Bajadere nennt, die Schönheit aller Schönheiten, das Weib aller Weiber und wie der Blödsinn sich noch geäußert hat. Man giebt heute Aubers Balletoper „Der Gott und die Bajadere" . . . Das Costüm der Tänzerin allein kostet zwölfhundert Thaler; die Ausstattung der Oper läßt sich noch gar nicht berechnen."

Der Minister roch in seine Dose, murmelnd:

„Es ist arg, gewiß sehr arg! In allen Verwaltungszweigen werden Einschränkungen gemacht, das Hoftheater allein kann schrankenlos über die Finanzen verfügen . . ."

„Erhebt denn Niemand Protest?"

Nußbaum zuckte mit den Achseln.

Lisbeth brach in Lachen aus und rief:

„Du rühmst Dich der allmächtige Minister zu sein . . . beweise es doch und mache der Wirthschaft ein Ende. Die Bajadere hat mich meines ganzen Einflusses beraubt, ich kann Nichts thun."

Lisbeth riß zornig die Bandschleife von der Robe und warf sie auf den Tisch.

Der Gemahl bemerkte es kaum.

„Ja, meine Liebe, die Launen der Großen sind oft unbegreiflich wie die schöner Frauen; der Kluge unternimmt Nichts dagegen, er wartet ruhig die Stunde der Uebersättigung ab und tröstet den Schwächling, der sich dann wie-

der der Führung des Besonnenen überläßt. Ich kenne das . . . jedem Rausche folgt ein Katzenjammer . . . so sagte ich einst als Student. Der Katzenjammer unseres Fürsten wird nicht ausbleiben . . ."

„Die Tänzerin hat sich für lange bei ihm festgesetzt."

„Mag sein."

„Und ist sie später gezwungen, ihre Stellung aufzugeben, so wird sie über die thörichten Menschen, die sie ausgebeutet hat, lachen und spotten. Wer kann außerdem wissen, wozu sie ihren mächtigen Einfluß noch verwendet?"

Nußbaum schloß die Dose, erhob sich und ging durch das Gemach; seine Schritte waren unhörbar, da der Fuß auf weichen Teppichen wandelte. Lisbeth gedachte zornig der Niederlage, die sie erlitten; sie konnte die höhnenden Blicke der Hofdamen nicht verschmerzen, denen sie in der letzten Andachtsübung ausgesetzt gewesen war. Die Oper zu besuchen, hatte sie nicht über sich gewinnen können, die Triumphe der reizenden Nebenbuhlerin durchschnitten ihr die Seele. Und nicht nur der Fürst applaudirte, wenn die Künstlerin erschien, auch das Publicum begrüßte sie mit Beifall und jauchzte nach jeder Pirouette, nach jedem Entrechat, den die Feenfüßchen ausführten. Die neue Balletoper, von deren Inscenirung man sich Wunderdinge erzählte, mußte die Herrschaft der Künstlerin noch mehr befestigen . . . und Lisbeth war gezwungen, ruhig zuzusehen.

Der Minister blieb plötzlich vor seiner Gattin stehen.

„Ich glaube kaum", sagte er, wie seinen Gedanken fol-

gend, „daß die Intimität zwischen dem Fürsten und der Tänzerin so groß ist . . . wir argwöhnen vielleicht zu viel . . .“

„Zu viel?“

„Die Gewitterwolke, die sich in der Ferne drohend ausnimmt, verliert bedeutend, wenn sie näher rückt.“

Lisbeth lächelte bitter.

„Die Tänzerin erscheint im üppigsten Costüme vor ihrem Anbeter!“ rief sie aus.

„Weil Sie Tänzerin ist! Hunderte sehen Sie als Bajadere oder Odaliske; Personen dieser Art halten wenig auf Decenz, sie sind darauf angewiesen, mit ihren Körperreizen zu wuchern. Eine häßliche Tänzerin, und leistete sie in ihrer Kunst Unerhörtes, wird nie Glück machen.“

„Zugestanden, mein Freund; aber das Publicum sieht doch gewisse Dinge nicht, von denen der Anbeter mit Enthusiasmus spricht.“

„Was für Dinge?“

„Ich besitze ein gutes Opernglas; die Erdbeere auf dem rechten Oberarm der Tänzerin habe ich doch noch nicht gesehen.“

Das Gesicht des Ministers verlängerte sich.“

„Wie?“ rief er über seine Brille hinwegblickend.

„Serenissimus hält dieses Muttermal für köstlich, für reizend, für unwiderstehlich schön; er will es wegküssen, will es für sich behalten.“

„Was sagst Du da, Lisbeth?“

„Die Wahrheit! Niemand darf mehr daran zweifeln, daß die Intimität jener beiden Leute eine vollständige ist.“

„Verzeihung, wenn ich mir über diesen Punct nähere Aufschlüsse erbitte. Lisbeth, wie hast Du erfahren, was Du soeben gesagt?“

Nußbaum hatte sich neben seiner Gattin niedergelassen.

„Interessirt Dich diese Erdbeere?“

„Gewiß!“

„Ist das eine eigene Passion der alten Männer!“

„Nenne es wie Du willst, aber berichte!“

„Wie erregt Du bist, wie Deine Augen funkeln! Hans, auch Du bist ein Gourmand!“

„Lisbeth, ich bitte Dich!“

„Nun, der Fürst selbst, berauscht von Champagner und Liebe, hat diese Erdbeere begeistert geschildert, und ich habe es gehört. Wie anders sollte ich das zarte Geheimniß erfahren haben? Frage mich weiter nicht, sondern handle. Die Erdbeere existirt und die glückliche Besitzerin derselben muß beseitigt werden, damit wir wieder zu unseren alten Rechten kommen. Gelingt dies in der nächsten Zeit nicht, so tragen unsere Feinde, welche die Tänzerin als Waffe benützen, den Sieg davon und die Erdbeere entreißt Dir das Ministerportefeuille. Der Kampf der Parteien ist schon zu leidenschaftlich geworden, er kann nur mit der Niederlage der einen oder der andern enden.“

Lisbeth betrachtete den Gatten, der sinnend zu Boden starrte.

„Sollte dies Zufall sein?“ murmelte er halb laut nach

einer Pause. Wie verschlungen sind die Wege, auf denen ich zum Ziele gelange, und doch habe ich sie nicht gesucht, habe sie nicht absichtlich betreten . . . Lisbeth, Du hast Recht, wir müssen jetzt fest zusammenhalten, müssen jedes Mittel zur Abwehr benutzen. Die Erdbeere, die mir nach Deiner Ansicht das Portefeuille entreißen soll, wird uns zum Siege verhelfen."

„Das ist nicht möglich! Hoffe nicht, daß ich mich je mit der Tänzerin verbinden könnte, das leichtsinnige Geschöpf ist mir in tiefster Seele verhaßt. O, sie hat mir schon eine empfindliche Niederlage bereitet . . es fällt mir schwer, in Hofkreisen mich zu zeigen . . . man lächelt und spöttelt laut über den Triumph des Ballets und stellt sich begeistert für die neue Art des Amüsements."

„Willst Du mich jetzt anhören, mein Kind?" fragte der Minister, der seine Ruhe wieder erlangt hatte.

„So sprich Dich aus!"

„Du sollst Dich empfindlich rächen an Deinem treulosen Seladon."

„Und dann unter Hohn und Spott abtreten?"

„Nein; ich gebe Dir ein Mittel an die Hand, das, gut angewendet, den Fürsten in den Staub wirft. Dann hast Du ihn am Gängelbande und kannst ihn leicht nach Belieben führen. Der Versuch, ihn durch Zärtlichkeit gefügig zu machen, ist gescheitert an der Unbeständigkeit und dem Leichtsinne unseres Mannes . . . versuche es jetzt mit der Furcht! Ich überlasse es Deinem Scharfsinn, davon Gebrauch zu machen."

Nußbaum erzählte nun vorzüglich Alles, was er von dem frühern Leibarzte der verstorbenen Fürstin erfahren hatte.

Lisbeth hatte erstaunt zugehört.

„Ist es denn auch wahr?" flüsterte sie.

„Du siehst, daß ich vollen Grund habe anzunehmen, die verschwundene Margarethe Gerke ist in der Residenz als Constanze B. aufgetreten."

„Mein Gott!"

„Das Leben einer Tänzerin ist in der Regel romantischer Natur; es läßt Alles voraussetzen."

„Das wäre eine empfindliche, eine gräßliche Strafe."

„Immerhin, wir benutzen die Umstände und fördern unser Bestes nach Kräften. Sondire die Fußkünstlerin und verfahre darnach, aber ich empfehle Dir die äußerste Vorsicht, denn absolute Gewißheit ist unbedingt nothwendig . . . Du verstehst mich. Während ich mit dem vermeintlichen Erbprinzen vorgehe, vermagst Du die reizende Constanze als Schutzmittel verwenden. Es müßte doch ein seltsamer Zufall sein Spiel treiben, wenn zwei Personen genau ein und dasselbe Muttermal besäßen. Das Alter, ich habe es nachgerechnet, kann stimmen . . ."

„Geduld", rief Lisbeth auffahrend, „ich werde bald Gewißheit erhalten."

„Was willst Du zunächst unternehmen?"

„Noch weiß ich es nicht; mein Scharfsinn wird mich schon den geeigneten Weg finden lassen."

Nach dieser Unterredung folgte zwischen den Gatten

ein Gedankenaustausch, wie er lange nicht stattgefunden. Lisbeth befand sich in heiterer Stimmung und Hans, im Besitz so wichtiger Geheimnisse, glaubte an eine Sicherstellung seines Postens für lange Zeit. Konnte der Fürst es wagen ihn zu entlassen, während er, der Minister, mit dem Ordnen so überaus zarter Familienverhältnisse beschäftigt war? Wie furchtbar mußte der Eclat im Lande sein, wenn alle diese Dinge bekannt würden? Aehnliche Verwickelungen von Egoismus und Leichtsinn herbeigeführt, hatte die Welt wohl noch nicht erlebt. Die beiden Excellenzen malten sich die Zukunft in den schönsten Farben aus und als sie schieden, sagte lächelnd der Gemahl: „Wir haben doch Glück!" Den Traum von Macht und Größe setzte er in seinem Cabinet fort, während Jean den träumenden Herrn in Gichtwatte einhüllte.

Lisbeth stand stolz lächelnd vor ihrem Spiegel.

„Der treulose Mann", flüsterte sie, „der mich für das schönste Weib in seinem Lande erklärt hat, soll demüthig zu mir zurückkehren. O, es ist dies ein Triumph, den zu hoffen mir der Muth fehlte. Woher Constanze auch gekommen sein möge, sie muß als Die erkannt werden, die sie sein soll! Ich bin weder thöricht noch feig, darum führe ich den kühn entworfenen Plan aus. Das spöttische Lächeln meiner Feinde soll sich bald in Staunen verwandeln."

Sie rief die Kammerzofe.

Therese, die schon auf den Ruf gewartet hatte, trat rasch ein.

„Ich werde noch ein Stündchen lesen!"

„Ist es Ihnen nicht zu kalt, Excellenz?“ fragte besorgt die Dienerin.

„Bringe mir den Schlafpelz.“

Therese kleidete die üppigen Glieder der Gebieterin in eine mit Pelz gefütterte Sammethülle; dann zog sie die Vorhänge des Alkovens zurück und richtete das Bett vor, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte.

Lisbeth lag nachlässig ausgestreckt auf dem Divan.

„Therese!“

„Sie befehlen, Excellenz?“

„Bringe mir das rothe Buch, das dort auf dem Schreibtische liegt.“

„Den französischen Roman?“

„Es ist kein Roman.“

„Was denn?“

„Ein geschichtliches Werk; Du weißt, daß ich keine Romane lese. Gehe zu Bett, ich bedarf nun Deiner Dienste nicht mehr.“

Therese küßte die Hand der gnädigen Excellenz und schüpfte durch das Vorzimmer auf den Corridor hinaus.

„Die Gute liest keine Romane“, flüsterte sie vor sich hin; „aber sie macht Romane, in denen sie die Heldin spielt. Meinetwegen, ich stehe mich gut dabei.“

Sie betrat leise ihre Kammer. Ob sie den Riegel der Thür vorgeschoben, können wir nicht sagen, wenigstens ein Geräusch, daß diese Vorsicht andeutete, ist an jenem Abende nicht vernommen worden.

## XV.

# Ein altes Schloß.

Der Wagen des Prinzen hatte Haustein und Kappe bis an die Landesgrenze gebracht; hier stiegen die Reisenden aus und setzten den Weg zu Fuße fort. Die nächste Nacht verbrachten sie in einem Gasthause eines Städtchens, das in kurzer Entfernung von der Grenze lag. Ein Gensdarm belästigte sie nicht, sie hatten nur ihren Namen in das Fremdenbuch zu schreiben und die Pässe dem Wirthe zur Aufbewahrung zu übergeben. Der Zimmermann war stets guter Laune, er erzählte viel von seinen Reisen in Holland und ließ kein Mittel unversucht, um den stets ernsten Begleiter aufzuheitern. Dabei war er der aufmerksamste und sorgfältigste Diener, er pflegte den „Herrn Pastor" mit rührender Liebe.

„Wohin nun?" fragte er am nächsten Morgen.

Haustein hatte eine kleine Landkarte zu Rathe gezogen.

„Wir können", antwortete er, „schon gegen Abend das erste Ziel erreicht haben."

„Wie heißt denn dieses Ziel?"

„Sie haben mir versprochen, nicht zu fragen."

„Es ist wahr!"

Während Kappe das Gepäck auf seinen Rücken lud, bezahlte Haustein die Zeche und sprach einige Augenblicke mit dem Wirthe, der ihm Auskunft zu ertheilen schien.

„Sie brauchen sich nicht zu beeilen", rief der gefällige

Wirth den Reisenden nach, „in fünf Stündchen können Sie dort sein.“

Die Chaussee zog sich durch einen stattlichen Eichenwald, der hier und dort durch Felder und Wiesen unterbrochen ward. Das Wetter begünstigte die Reise, es war kalt und hell. Haustein schritt wacker aus, es schien als ob die Nähe des Ziels ihm nun Kraft verliehen hätte.

„Bin doch neugierig“, dachte Kappe, „wohin wir heute kommen werden.“

In einem Dorfwirthshause nahmen die Reisenden ein kräftiges Mittagsmahl ein. Nach demselben ruhte Haustein ein Viertelstündchen, dann trieb er zum Aufbruche. In kurzer Entfernung von dem Dorfe zweigte ein Waldweg von der Landstraße ab und diesen Weg wählte Haustein mit der Sicherheit eines Mannes, der der Gegend völlig kundig ist. Nach zwei Stunden, es war noch hell, schimmerten graue Mauern durch die blätterlosen Bäume, die hier sehr dicht standen. Die Gegend war einsam und still, nicht das kleinste Geräusch ließ sich rings vernehmen.

„Was ist das?“ fragte Kappe mit dem Stocke nach den Mauern zeigend.

„Für heute unser Ziel“, antwortete Haustein.

Beide blieben auf dem kleinen freien Platze stehen, den sie betreten hatten. Ueber die Mauer hinweg ragten Ziegeldächer und zwei Thürmchen mit schwarzen Wetterfahnen. Ein Theil des alten Gebäudes ruhte auf der mit Moos und Schlingpflanzen bewachsenen Mauer, die sich unmittelbar aus dem wenig betretenen Wiesengrunde

erhob. Man sah das schwarze Gebälk in den ihrer Bekleidung beraubten Wänden, die von den Spitzen der Schlingpflanzen erreicht wurden. Die kleinen Fenster, die eine lange Reihe bildeten, waren durch Breterverschläge geschlossen, man konnte mit Recht sagen, fest vernagelt.

„Ein altes Schloß!“ murmelte Kappe. „Wo ist das Thor?“

„Wir werden sehen.“

Haustein schritt weiter.

Die Mauer zog sich noch weithin; plötzlich versperrte ein altes Holzgitter den Weg, das, aus dem Walde kommend, sich an die Mauer lehnte. Es hatte dieses Gitter offenbar den Zweck, einen Wildpark einzufriedigen.

„Zurück!“ murmelte Kappe. „Hier ist die Welt mit Bretern vernagelt. Es muß doch irgendwo ein Thor sich zeigen . . .“

Beide traten den Rückweg an.

„Ein unheimliches Gebäude!“ meinte Haustein.“

„Es sieht aus als ob es unbewohnt wäre.“

„Ich gedenke dem Bewohner einen Besuch abzustatten.“

„Vielleicht in Angelegenheit unsers Karls?“

„Ja, Freund. In diesem Schlosse erfahre ich, was wir ferner zu unternehmen haben.“

„Vorwärts denn!“

Kappe schritt voran. Nach fünf Minuten machte die Mauer eine Biegung und endete an einem Teiche, in dessen Fläche sich das Abendroth spiegelte. Jenseits des Wassers

sah man die geregelten Baumgruppen eines Parks, in dem das alte Schloß lag, dessen Umrisse sich durch die kahlen Stämme unterscheiden ließen. Der Zimmermann betrachtete regungslos die Landschaft.

„Wetter", rief er, „wie ist mir denn? Ich bin nicht zum ersten Male hier! Dieser Teich, dort die Steintreppe mit der Laube und weiterhin die Allee von Kastanienbäumen ... Herr Pastor, ich verwette meinen Kopf, daß ich schon in dem alten Schlosse gewesen bin. Herr Karl hat mich geführt ... wir sind in der Nacht von dort gekommen ... Bei meiner armen Seele, ich weiß jetzt, wo wir sind."

„Um so besser!" antwortete Haustein.

Nachdem Kappe in seine Pfeife geblasen hatte, daß die Funken aus dem Holzkopfe flogen, fragte er:

„Wollen Sie gleich hineingehen?"

„Ja!"

„So müssen wir das Thor suchen, das ich noch nicht kenne."

Der Weg um den Teich bot mancherlei Schwierigkeiten; sie legten ihn jedoch zurück und fanden bald einen betretenen Fußpfad, der zu einem Thor in der wiederbeginnenden Mauer führte. Trotz der sich einstellenden Dämmerung konnten die Männer ein großes aus Stein gefertigtes Wappen erkennen, das über dem Thor den Sims der Mauer bildete.

„Dieses Schloß", meinte der Zimmermann, „kommt mir wie ein Zuchthaus vor. Alles ist vernagelt und ver-

riegelt und an den Fenstern sind Eisengitter . . . Was für eine Bewandtniß es wohl damit haben mag?"

„Ziehen Sie die Glocke, wenn eine solche vorhanden ist."

Kappe sah seinen Begleiter ruhig an.

„Herr Pastor", fragte er, „wollen Sie denn ohne Weiteres eintreten?"

„Ja, Freund."

„Ich rathe nicht dazu."

„Warum nicht?"

„Man wird Sie abweisen."

„Es kommt darauf an."

„Sehen Sie doch nur, wie fest Alles verschlossen ist.. das geschieht nicht ohne Bedeutung! Die arme Dame, die man dort oben gefangen hielt, als ich mit Herrn Karl hier war, lebt vielleicht nicht mehr."

„Das wäre sehr traurig für uns."

„Ach, das arme Geschöpf sah recht elend aus! Herr Pastor, die Leute müssen recht hartherzig sein, sie würden sich sonst zu einem solchen Posten nicht hergeben. Warum hat denn Herr Karl heimlich die Dame sprechen müssen! Warum haben wir uns wie Diebe in das Schloß geschlichen? Ich bin ein handfester Mensch und fürchte mich wahrhaftig nicht; aber wenn man uns in dicke Mauern sperrt und verhungern läßt, dann kann ich Nichts thun. Gehen wir arglos in die Falle und schlägt man die Thür hinter uns zu, so kräht weder Hund noch Hahn danach. Mit diesem Schlosse ist es nicht richtig, Sie mögen sagen was Sie wollen. Ich fürchte mich nicht, ich stelle meinen

Mann und weiß den Feind anzugreifen; aber gegen List und Heimtücke richtet der stärkste Mann nichts aus."

In diesem Augenblicke trat eine Frau heran, die auf dem Rücken einen Korb trug; neugierig betrachtete sie die beiden Männer, indem sie nach Sitte der Landleute einen Guten Abend bot.

„Danke, liebe Frau!" entgegnete Haustein. „Wollen Sie in das Schloß?"

„Ja!"

„Kommen Sie zurück?"

„Nein, Herr."

„Ah, Sie wohnen dort."

„Ich diene bei dem Förster Thomas und habe Brod aus dem Dorfe geholt."

„Der Förster Thomas lebt also noch?"

Die Bäuerin lachte.

„Ei, das will ich meinen, und wie lebt er!"

„Thomas ist wohl ein guter Mann?"

„Nun, wie mans nimmt; er spricht nicht viel und hält streng auf Ordnung. Neulich hat er einen Wilddieb niedergeschossen . . ."

„O!" rief Kappe, „da ist er auf jeden Fall ein guter Mann."

„Der Wilddieb wollte das Stehlen nicht lassen", erklärte die Frau.

„Dann muß er niedergeschossen werden."

„Freilich, es ist so nicht viel Wildmehr in dem Forste,

was soll denn der gnädige Prinz schießen, wenn die Diebe unsere Rehe und Hirsche stehlen."

Haustein unterbrach die Redselige mit der Frage: „Wer ist denn Ihr gnädiger Prinz?"

„Prinz Heinrich, ein sehr strenger Herr, der keinen Spaß versteht; wir müssen uns wohl in Acht nehmen, daß wir ihn nicht zornig machen."

„Wo wohnt der Prinz?"

„Jetzt ist er in Paris; er kommt erst zum Sommer zurück."

„Demnach bewohnt jetzt der Förster Thomas allein das Schloß?"

„Ganz allein."

„Ich möchte ihn sprechen."

Die Bäuerin zog an einem Ringe, der an der schwarzen Mauer hing. Drei Minuten später ward die Thür geöffnet, eine Art Pforte in dem großen Thor.

„Diese Leute wollen den Herrn Förster sprechen", sagte die Magd zu dem Knechte, der auf der Schwelle stand.

Der Knecht ließ die Fremden eintreten und schloß die Thür.

„Warten Sie, ich werde Sie anmelden!" murmelte er.

Dann verschwand er mit der Magd.

Die Reisenden befanden sich in der Wölbung des kleinen runden Thurms, der das Hauptthor bildete. Dem Eingange gegenüber war die Wölbung offen, man konnte in den geräumigen Schloßhof sehen, der bereits von Dämmerung erfüllt war. Hätte Haustein den Knecht und die

Magd nicht gesprochen, er würde, da die Einsamkeit und Stille vollständig waren, geglaubt haben, das alte Schloß sei unbewohnt. In keinem der Gebäude, die den Hof einschlossen, zeigte sich ein Licht; kein Geräusch ließ sich hören, nicht einmal ein Hund schlug an. In der Thurmwölbung heulte leise der Wind, der sich in den Spitzbögen fing. Die geringste Bewegung mit dem Fuße ließ ein klingendes Geräusch entstehen, das wie in einer Kirche an den Wänden hinlief. Der Boden war mit Quadersteinen gepflastert.

„Es ist kalt in diesem Wartezimmer", meinte Kappe, der sich auf seinen Stock stützte und rauchte.

Haustein wollte in den freien Hofraum treten, um sich der wirklich eisigen Luft zu entziehen. Ein großer Hund brummte ihn an, der wie ein Gespenst aus seiner Hütte trat. Haustein wich erschreckt zurück. Der Hund blieb an seinem Platze, er regte sich nicht, sondern starrte nur die Fremden an, die nun die Pflichten des gut dressirten Thieres kennen gelernt hatten.

„Ein zuverlässiger Wächter!" rief der Zimmermann. „Ich kenne diese Sorte Hunde, sie machen keinen Lärm, packen aber ihren Mann, wenn er auf die Warnung nicht hört."

Das zottige Thier stand wie eine Statue, den Ausgang bewachend; es kannte schon die Personen, denen der Zutritt in das Schloß gestattet war. Zehn Minuten verflossen, es war indeß dunkel geworden.

„Herr Pastor", begann Kappe, der weidlich von Langweile geplagt wurde.

„Was wünschen Sie denn, lieber Freund?"

„Ich glaube, man wird uns hier kein Nachtquartier geben."

„Das wäre sehr unangenehm; ich bin recht müde und kann nicht weit mehr wandern. Indeß der Herr Förster wird sich wohl bewegen lassen, für eine Nacht Gastfreundschaft zu üben; ein gutes Wort findet ja in der Regel eine gute Statt."

Kappe setzte großes Vertrauen in die Beredsamkeit seines Begleiters, darum gab er die Hoffnung nicht ganz auf, bald in einem bequemen Zimmer ausruhen zu können. Die Tage auf Tannenfels hatten ihm wohl gefallen. Jetzt bewegte sich ein Licht quer über den Hof; nach und nach hörte man das Geräusch von Schritten, die sich dem Thurme näherten. Der Knecht, eine Laterne tragend, kam zurück.

„Fort!" befahl er dem Hunde.

Das Thier stieß ein dumpfes Brummen aus und wedelte mit dem Schweife.

„Kannst Dich niederlegen, Alter!"

Die Kette rasselte und der Hund war verschwunden.

Der Knecht hielt seine Laterne hoch.

„Kommen Sie!" sagte er. „Der Herr Förster wartet."

Er ging voran, die beiden Reisenden folgten. Der Weg führte quer über den Hof, der wie ausgestorben erschien. Die alten Gebäude ragten unheimlich in die Nacht empor. Außer einzelnen Sternen, die hell herniederflim-

merken, war nirgends in der Höhe Licht zu erblicken. Die Laterne schwebte wie ein großer Glühwurm über dem schwarzen Boden, der mit runden Steinen gepflastert war. Man kam an einem Bassin vorüber, das wie eine riesige Schale sich erhob; früher hatte Wasser darin gerauscht, jetzt stand es trocken und vergessen wie eine Erinnerung aus alter schöner Zeit. Der Wind schüttelte die dürren Schlingpflanzen, die über den breiten Rand herabhingen. Bäume und Gesträuche zeigten sich in dem Hofe nicht.

Der Knecht öffnete die Thür eines Hauses, das rechts im Winkel zwischen den großen Gebäuden lag. Die schmale Flur desselben war beleuchtet, daß man die an den Wänden prangenden Hirschgeweihe erkennen konnte. Kaum ließ sich das Geräusch der Tritte vernehmen, so ward eine Thür geöffnet.

„Wer will mich sprechen?" fragte ein robuster Mann, der heraustrat und die Fremden verwundert musterte.

Haustein zog bescheiden seinen Hut.

„Wenn Sie der Förster Herr Thomas sind, so habe ich mir die Freiheit genommen, Sie um eine Unterredung bitten zu lassen."

„Ich bin der Förster Thomas."

„Gestatten Sie mir, daß ich mich in Ihrem Zimmer des Auftrags entledige, der mich zu Ihnen führt. Mein Begleiter wird hier warten . . ."

Der Förster ließ den ihm seltsam erscheinenden Gast eintreten; dann folgte er und schloß die Thür. Haustein befand sich in einem modern eingerichteten Gemache, das

durch eine große Schirmlampe mild erleuchtet ward. Das Feuer, das in einem zierlichen Eisenofen murmelte, verbreitete eine behagliche Wärme. An den Wänden hingen Glaskästen mit ausgestopften Vögeln, daß man wähnte sich in einem Museum zu befinden. Die Fenster waren durch grüne Rouleaux geschlossen.

Thomas, ein kurzer untersetzter Mann von vier bis fünfundsechzig Jahren, trug einen stark ergrauten Vollbart und eine Mütze von grünem Tuche, die seinen nur spärlich mit weißen Haaren versehenen Kopf bedeckte, den ziemlich breiten Oberkörper hüllte eine kurze graue Joppe mit grünem Kragen ein. Die Fußbekleidung erinnerte an eine längst entschwundene Zeit, sie bestand aus grauen Gamaschen, die bis über das Knie reichten, und aus Schuhen mit starken Sohlen. Weste und Beinkleider waren aus schwarzem Sammetmanchester gefertigt. Thomas vereinigte eine längst vergessene Mode mit der neuern, ein Umstand, der ihn eigenthümlich erscheinen ließ. Sein Gesicht mochte wenig dem Wetter ausgesetzt gewesen sein, denn es war weiß und die Wangen, die ein wenig schlaff herabhingen, zeigten eine feine Röthe. Gewisse Beobachter würden diese Röthe als eine Folge des Weintrinkens bezeichnen. Die Augen dieses Mannes hatten noch einen lebhaften Glanz und auch seine Bewegungen verriethen, daß er sich einer kräftigen Constitution erfreute. Der ernste, fast mürrische Ausdruck seiner Züge wirkte eben nicht abstoßend, denn der Blick verrieth Ruhe und einen nicht gewöhnlichen Grad von Intelligenz.

„Was bringen Sie mir, mein Herr?" fragte er mit kerniger Baßstimme, nachdem er den Fremden von oben bis unten angesehen hatte.

„Zunächst die Nachricht, daß Prinz Karl gestorben ist."

Thomas blickte lange den Verkünder dieser Botschaft an.

„Gestorben?" wiederholte er wie ungläubig.

„Ja, Herr Förster."

„Wir haben den Sonderling allerdings für verschollen gehalten . . ."

„Ich kann den Tod des armen Prinzen bestätigen, der wenig Freude am Leben gehabt hat."

Thomas zuckte mit den Achseln.

„Es war dies seine eigene Schuld."

„Nach dem Urtheile Derer, die seinen vortrefflichen Charakter und sein tiefes Gemüth nicht zu schätzen wußten."

„Haben Sie den Prinzen so genau gekannt?"

„Ich habe den Vorzug gehabt, mich seinen Freund nennen zu dürfen."

„Dies ist allerdings ein Vorzug."

„Und in diesem Augenblicke stehe ich als der Testamentsvollstrecker des Entschlafenen vor Ihnen."

Der Förster rückte die Mütze tiefer auf die Stirn und fragte:

„Als solcher kommen Sie zu mir?"

„Weil ich hoffe, daß Sie mich unterstützen werden."

„Wer hat diese Hoffnung in Ihnen erregt?"

„Der Prinz selbst."

„Ich kann mein Erstaunen darüber nicht unterdrücken."

„Es wird sich Alles auf die natürlichste Weise aufklären, wenn Sie mir mit der Offenheit entgegenkommen wollen, die der Verstorbene von Ihnen erwartet."

Thomas bot dem Gaste einen Stuhl an; er selbst ließ sich ihm gegenüber nieder, so daß die Ecke des mit einer grünen Decke behangenen Tisches Beide trennte.

„Verzeihung, mein Herr", begann der Förster, „Sie haben mir weder Ihren Namen noch Ihren Charakter genannt . . . ehe wir die Verhandlung über den allerdings wichtigen Gegenstand fortsetzen . . ."

„Möchten Sie wissen, wer ich bin?"

„Ja!"

„Ich bin Pfarrer gewesen und nenne mich Haustein."

„Haustein!" rief Thomas gedehnt.

„Ich vermuthe, daß mein Name Ihnen nicht unbekannt ist."

„Ja, ja; man hat viel über Sie gesprochen und geschrieben. Nun begreife ich schon leichter das Freundschaftsverhältniß zwischen Ihnen und dem Prinzen. Seine politischen Ansichten, obgleich er Prinz war, weichen wenig von den Ihrigen ab."

„Gestatten Sie mir, Herr Förster, daß ich diesen Punct weiter nicht berege."

„Nein, es ist auch durchaus überflüssig, Herr Pfarrer."

„Es handelt sich um das Testament des Prinzen."

Thomas fragte lächelnd:

„Kann ich dieses Testament sehen?"

„Nein.“

„In diesem Falle bedaure ich . . .“

„Warten Sie nur.“

„Ich liebe das Schwarz auf Weiß.“

„Wie jeder vorsichtige Mann, der die Güter eines Dritten zu verwalten hat.“

„Sie wähnen, ich besitze Gegenstände, die Eigenthum des Prinzen waren?“

„Karl selbst hat diese Gegenstände genau bezeichnet.“

Der Förster betrachtete lächelnd die Hand, die er nachlässig auf den Tisch gelegt hatte.

„Ich muß auch um eine Legitimation Ihrer Person bitten“, murmelte er. „Sie stellen sich mir heute zum ersten Male vor . . .“

„Zuerst ist hier mein Paß.“

Haustein öffnete ruhig sein Taschenbuch. Dann übergab er dem Förster das Papier.

„Ich bitte, prüfen Sie!“

Thomas hatte eine Brille auf seiner Nase befestigt.

„Gut, gut; Sie sind der Pfarrer Herr Haustein, ich darf nicht mehr daran zweifeln.“

Er gab den Paß zurück.

„Sie begreifen wohl“, fügte er verbindlich hinzu, „daß ich Ihre Papiere prüfe.“

„Gewiß, Herr Förster.“

„Außerdem executire ich die Polizeigewalt in dem Bereiche dieses Schlosses.“

„Um so besser. Als Organ der öffentlichen Sicherheit

werden Sie mir ohne Zweifel Ihren Schutz angedeihen lassen, wenn ich irgendwie gefährdet werden sollte."

Thomas verneigte sich nachlässig.

„Ich bin gewohnt in allen Beziehungen meinen Pflichten nachzukommen."

Haustein fragte nach kurzer Pause:

„Bin ich nun legitimirt?"

„Als Herr Haustein, ja."

„Nun werde ich mich als Testamentsvollstrecker legitimiren. Mein verstorbener Freund, der Prinz Karl, hat mir Dinge mitgetheilt, die eine intime Vertraulichkeit voraussetzen lassen. Der Umstand allein, daß ich diese Dinge kenne, wird mich als Den erscheinen lassen, für den ich mich ausgebe. Dieses alte Schloß führt den Namen „Ried", nicht wahr?"

„Ja!"

„So muß hier seit Jahren eine Dame wohnen, die man für überspannt oder irrsinnig ausgiebt."

Thomas zuckte leicht zusammen.

Haustein stellte sich, als ob er die Erregung des Alten nicht bemerkte.

„Josephine", fuhr er ruhig fort, „die mit Leib und Seele meinen Freund Karl liebte, hatte das Unglück, die Leidenschaft des Prinzen Heinrich zu erwecken, des Besitzers dieses Schlosses."

„Ich kenne die Herzensgeheimnisse meines Herrn nicht."

„So werde ich sie Ihnen mittheilen, wenn Sie mich

anhören wollen. Ich werde kurz und bündig sein. Josephine von Andorf hat früh ihre Eltern verloren und Prinz Heinrich sorgte dafür, daß er der Vormund des verwaisten Mädchens wurde. Ein Herr seines Gleichen befaßt sich nicht gern mit Geschäften, darum übertrug er Ihnen die Verwaltung der Güter seiner Mündel, die, damals ein aufblühendes Mädchen, eine bewunderungswürdige Schönheit werden sollte. Karl, ein Vetter des Prinzen Heinrich, liebte Josephinen und sie erwiederte seine Liebe. Beide beschlossen eine Heirath. Da die Braut noch minderjährig war, bedurfte sie des Consenses ihres Vormundes. Der Vormund, Prinz Heinrich, willigte unter den nichtigsten Vorwänden nicht nur nicht ein, er verbot auch seiner Mündel den Umgang mit dem Geliebten, den er als einen Roué vom reinsten Wasser schilderte.

„Prinz Heinrich mochte auch wohl scheinbare Beweise für seine Aufstellung gefunden haben ...“ fuhr Haustein nach einer Pause fort, „kurz, Josephine war sehr unglücklich und da Karl nicht kam, um sich zu rechtfertigen ... man hatte ihn in einen Proceß verwickelt, der ihn zum längern Aufenthalte im Auslande zwang ... bemächtigte sich ihrer ein Trübsinn, der wirklich für ihren Verstand fürchten ließ. Man brachte sie in das Schloß Ried, wo sie als Gefangene behandelt wurde. Die Privatangelegenheiten Karls übergehe ich jetzt; ich theile Ihnen nur mit, daß ein Zufall ihm den Aufenthalt der Geliebten verrathen hatte und daß er Mittel und Wege fand, Josephinen zu sehen und zu sprechen.“

„Wie?“ fuhr Thomas auf. „Prinz Karl ist in diesem Schlosse gewesen?“

„Er fand seine Josephine als die Mutter eines zarten Kindes, das sie in der Einsamkeit pflegte. Mit zerrissenem Herzen gab er die schwer betrogene und geistesschwache Braut auf, überließ sich einem vagirenden Leben, um seinen Jammer zu ersticken, und starb endlich als ein Mann, den die Polizei mit Steckbriefen verfolgte. Ich habe ihm die letzten Tröstungen der Religion ertheilt und seinen letzten Willen, den auszuführen ich geschworen, empfangen. Ihm war es nicht vergönnt, die irdischen Angelegenheiten zu ordnen, ich aber werde mit der Gewissenhaftigkeit verfahren, zu der mich das in die Hand des Sterbenden gelegte Gelöbniß zwingt. Sie sind der Stellvertreter des Prinzen Heinrich und darum wende ich mich mit der Bitte an Sie: gestatten Sie mir eine Unterredung mit Josephinen.“

Thomas war unschlüssig, er antwortete nicht.

„Daß Josephine noch lebt und hier wohnt weiß ich genau“, fuhr Haustein fort. „Da Karl todt ist, haben Sie, Herr Förster, im Interesse Ihres Herrn Nichts mehr zu fürchten. Erschweren Sie mir die Erfüllung einer ernsten Pflicht nicht, es handelt sich ja nur um die Rechtfertigung eines Todten.“

Der Förster hatte lange seine fleischige Hand betrachtet. Er fragte kurz:

„Prinz Karl ist todt?“

„Ja!“

„Wir haben geglaubt, er sei von Amsterdam aus über das Meer gegangen, da sein Aufenthalt in Deutschland unmöglich geworden."

„Er ist dennoch zurückgekehrt und traurig gestorben, nachdem er sich von dem Elende seiner Braut überzeugt hatte. Die letzte Zeit seines Lebens kann ich mit vollem Rechte als eine schreckliche bezeichnen . . ."

„Herr Pfarrer", unterbrach ihn Thomas ernst, „der unglückliche Prinz, Ihr Freund, ist zu beklagen, obgleich er selbst die Schuld an seinem Schicksale trägt; er hat nicht nur sein Vermögen vergeudet, er hat sich auch seit der Revolutionszeit in Kreisen bewegt, die nicht nur seines Ranges, sondern auch seiner Bildung unwürdig sind. Er ist als Charakter umgegangen. Nach dem, was zuvor geschehen, bin ich zu dem Argwohn berechtigt, sein Tod ist eben so unwahr als seine Reise über das Meer, wozu ihn mein gnädiger Herr mit Mitteln ausgestattet. Prinz Heinrich hat seinem Vetter eine große Summe nach Amsterdam geschickt . . ."

„O, nicht einen Thaler hat er erhalten."

„Unwahrheit!" rief der Alte.

„Karl wäre zu Schiffe gegangen, wenn die Armuth ihn nicht gebunden hätte."

„Bah, ich glaube nicht an seinen Tod."

„Wollen Sie mich, Herr Förster, der Lüge zeihen?"

„Verzeihen Sie, wenn ich für meinen Herrn auf der Hut bin . . . Ich fühle mich, Ihnen gegenüber, zu weiteren Auseinandersetzungen nicht berufen . . ."

Haustein blieb ruhig.

„Dies bedaure ich, Herr Förster; trotzdem werde ich mein Ziel erreichen.“

Thomas rückte die Brille an die hohe und breite Stirn.

„Das klingt wie eine Drohung!“ rief er höhnend.

„Nein, o, nein; ich gebe nur eine Andeutung . . .“

Der Förster sah den Gast mit großen Augen an, indem er ernst fragte:

„Was werden Sie thun, wenn ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann und will?“

Auch Haustein war sehr ernst geworden.

„Auf diese Frage zu antworten, fühle ich mich nicht berufen.“

„O! o!“ murmelte Thomas.

„Bauen Sie, verehrter Herr, nicht zu stark auf die Fortschritte der Reaction in unserm armen Deutschland!“

„Was werden Sie thun, frage ich!“

„Zunächst dieses Schloß verlassen.“

Haustein erhob sich.

„Und dann?“

„Herr Förster, ich möchte gern in Güte zum Ziele gelangen, da es nicht der Wille des Verstorbenen ist, das Schicksal der armen Josephine zur Kenntniß der Welt zu bringen; bedenken Sie, daß durch mich ein Todter zu der unglücklichen Dame spricht . . .“

Thomas überlegte.

„Warten Sie! Wollen Sie Josephine diese Trauernachricht überbringen?“

„Ja!“

„So stelle ich eine Bedingung.“

„Und welche?“

„Daß ich Zeuge der Unterredung bin.“

„Muß diese Bedingung erfüllt werden?“

„Es ist meine Pflicht, daß ich darauf bestehe.“

„Gut, so füge ich mich!“

Auf Befehl des Försters brachte ein Knecht eine brennende Laterne. Thomas nahm diese Laterne und forderte den Gast auf, ihm zu folgen. Der Weg ging über den Hof in das Hauptgebäude des Schlosses, das um diese Zeit wie ausgestorben erschien. Die schwere Thür, die nur angelehnt war, kreischte unheimlich in ihren Angeln. Eine dumpfe Kellerluft zog den Eintretenden entgegen, deren Schritte wiederhallten wie in dem Gewölbe einer Kirche. Thomas sprach kein Wort, er ging mürrisch voran; das Geschäft, dessen er sich am späten Abend zu unterziehen gezwungen war, mochte ihm lästig sein. Aechzend blieb er auf dem Corridor des ersten Stocks stehen. Hier waren alle Thüren, die sich in dem braunen Wandgetäfel zeigten, geschlossen. Haustein betrachtete den Mann, der als Herr in dem alten Schlosse waltete ... er glaubte Bosheit und Tücke in den Zügen des Försters zu erkennen, der seine Laterne öffnete, das Lämpchen aus derselben nahm und eine Kerze anzündete, die sich auf einem eisernen in der Wand angebrachten Armleuchter befand. Der Corridor ward schwach erhellt. Es schien dies eine Vorsichtsmaßregel zu sein, die den Alten in den Stand setzte

genauer zu beobachten. Eine zweite Treppe, die man erstieg, war der ersten vollkommen ähnlich; ihre Steinstufen, die sich in einem Thurme wendelförmig emporwanden, ließen sich schwer betreten, da sie hoch und abgerundet waren. Die Fenster, verschobene Vierecke, waren von innen vergittert. Auch hier zündete der Förster eine Kerze an, die auf einem alten Eisenleuchter angebracht war.

Der Corridor des zweiten Stocks unterschied sich wenig von dem des ersten; auch hier waren die Thüren verschlossen, an einigen derselben hingen große Vorhängeschlösser, als ob unermeßliche Schätze dahinter verborgen wären. Das Ganze machte den Eindruck eines Gefängnisses, das schwere Verbrecher beherbergte. Haustein ward lebhaft an das Arbeitshaus erinnert, an die schrecklichste Zeit seines Lebens.

Die Treppe zu dem dritten Stocke war aus schwerem Eichenholze gezimmert; hier machte sich ein neuerer Baustyl bemerkbar . . . der Corridor war breiter und an den Wänden zeigten sich alte Ledertapeten, die hier und dort in Fetzen herabhingen. Als Thomas die Kerze angezündet hatte wandte er sich mit der Frage an seinen Begleiter:

„Haben Sie die Dame, zu der wir gehen wollen, schon gesehen?“

„Nein.“

„Nie in Ihrem Leben?“

„Nein!“ versicherte der Pfarrer.

„Sie würden sie auch nicht wiedererkennen.“

„Ich glaube es wohl!"

Thomas warf einen stechenden Seitenblick auf den Pfarrer.

„Wir lassen ihr alle nur mögliche Pflege angedeihen", murmelte er; „sie lebt ihrem Stande gemäß und hat die aufmerksamste Bedienung . . ."

„Trotzdem ist sie eine Gefangene."

Jetzt lächelte Thomas.

„So muß jeder Uneingeweihte schließen; die Dame will diese Art Gefangenschaft, sie ist durch kein Mittel zu bewegen ihre Zimmer zu verlassen und einen Gang durch den Park zu machen . . . Mir wird die Ueberwachung sehr schwer . . . Doch, überzeugen Sie sich, ich will Ihrem Urtheile nicht vorgreifen. Haben Sie Ihre Mission erfüllt, werden wir weiter über diese Angelegenheit sprechen."

Thomas ging einem großen Eisengitter zu, das den Corridor in zwei gleiche Hälften theilte. Mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche gezogen, öffnete er eine kleine Thür in diesem Gitter, die er wieder schloß, nachdem Haustein eingetreten war. Alles dies führte er mit kalter Ruhe, man hätte sagen können mit malitiöser Vorsicht aus.

„Hier sind die Zimmer Josephines", sagte er aufathmend.

Dann sah er nach der Uhr, die er aus der Tasche gezogen hatte.

„Es wird nöthig sein", fügte er hinzu, „daß ich die Dame auf den Besuch vorbereite; warten Sie hier, mein Herr, ich kehre bald zu Ihnen zurück."

Thomas öffnete eine der Thüren und verschwand.

Haustein hatte jetzt Zeit sich umzusehen und nachzudenken. Das verschlossene Gitter schied ihn von der Treppe und somit von dem einzigen Wege in das Freie. Hätte er einer Hülfe bedurft, es würde dem starken Kappe unmöglich gewesen sein sich einzustellen. Fast bereute er, nicht vorsichtiger gewesen zu sein und mit seinem Begleiter Rücksprache genommen zu haben. Trug er auch ein Pistol in der Tasche, das er für alle Fälle zu sich gesteckt, so mußte er doch der Uebermacht weichen, die Thomas ihm ohne Zweifel entgegenstellte, oder der angewendeten List erliegen. Wer fragte nach ihm, wenn er spurlos verschwand? Wer hatte gesehen, daß er das alte Schloß betreten? Und Kappe, der sorglos ausruhte, konnte man ihn nicht tückisch vernichten? Er, Haustein, befand sich im dritten Stocke des großen weiten Gebäudes, während sein Helfer tief unten weilte. Die Trennung war bereits eine vollständige, denn es gab kein Mittel, im Falle der Noth Kappe herbeizurufen. Der arme Haustein wiegte nachdenklich sein Haupt; er versuchte die Thür in dem Gitter zu öffnen, es war vergebens, die starken Eisenstäbe gaben nicht nach. Alle diese Sicherheitsmaßregeln des Försters ließen auf einen Plan schließen, der verwegene Neugier bestrafte.

„Ist denn so Etwas in unserer Zeit möglich?“ fragte sich Haustein. „In dem Mittelalter, zur Zeit des Faustrechts, als hier Raubritter hausten, hätte man Thaten dieser Art hier verüben können. In den Häusern der Bürger wühlt die Polizei nach Belieben; die Schlösser der

Fürsten darf sie nicht betreten. Das ist Gleichheit vor dem Gesetz, Gerechtigkeit für Alle. Und ich befinde mich in dem Herzen Deutschlands . . ."

Ein Geräusch unterbrach das Selbstgespräch des Alten. Er lauschte. Von der Treppe her kam langsam und leise eine Gestalt, die sich dem Gitter näherte. Es war Kappe.

„Freund! Freund!" rief leise der Pfarrer.

Kappe wollte leise die Thür öffnen.

„Was ist das?"

„Ich bin hier eingeschlossen."

„O, da wird sich Rath schaffen lassen."

Die starke Hand des Arbeiters griff nach dem Schlosse.

„Still! still!"

„Ich muß an Ihrer Seite sein, Herr Pastor."

„Noch, so glaube ich, droht mir keine Gefahr."

„Aber die Gefahr könnte bald kommen."

„Verbergen Sie sich draußen, Freund Kappe."

„Und Sie?"

„Sollte ich Ihrer Hülfe bedürfen, so schieße ich mein Pistol ab."

„Gut, ich werde den Weg zu Ihnen schon finden."

„Thomas muß gleich zurückkommen . . . er darf Sie nicht sehen . . . treten Sie in den Schatten."

„Auf den Schuß bin ich da."

„Aber das Eisengitter?"

„Diese Thür reiße ich aus den Angeln; ich fühle schon, daß sich etwas machen läßt."

Kappe rüttelte an dem Gitter.

„Ein Stoß“, murmelte er, „und der Kram bricht zusammen.“

„Fort, fort!“ mahnte Haustein.

„Fürchten Sie sich nicht, ich bin da!“

Die Gestalt des Zimmermanns verschwand.

Es war Zeit, denn eine Minute später erschien Thomas, seine Laterne tragend.

„Folgen Sie mir, Herr; Fräulein Josephine ist auf Ihre Ankunft vorbereitet. Sprechen Sie sich offen ihr gegenüber aus, denn es ist hohe Zeit, daß die arme Dame aus ihrer Ungewißheit gerissen werde . . .“

„Ungewißheit?“ fragte Haustein. „Worüber lebt sie in Ungewißheit?“

„Sie hofft immer noch auf die Rückkehr Karls, der, so wähnt sie, herrlich und in Freuden leben soll.“

Haustein lächelte schmerzlich.

„Herrlich und in Freuden!“ wiederholte er. „Jammer und Elend haben den armen Mann verfolgt! Es liegt Ihnen also daran, den Wahn der Dame zu zerstören?“

Thomas zuckte mit den Achseln.

„Mir ist die Angelegenheit völlig gleichgiltig, da ich nur den Befehl meines gnädigen Herrn vollziehe. Wenn ich Ihnen die gewünschte Unterredung vermittelte, so hatte ich keinen andern Zweck dabei, als die Vermuthungen bestätigen zu hören, die ich Josephine über Karl oft ausgesprochen habe. Doch, gehen wir, die Dame erwartet Sie mit Ungeduld.“

Thomas schritt voran.

Er öffnete zunächst eine kleine ovale Thür, die zu einem erhellten Vorplatze führte. An den mit braunem Holze getäfelten Wänden standen hier und dort Möbel, die den Raum ein wohnliches Ansehen verliehen und den trübem Eindruck des alten Schlosses verwischten. Man glaubte sich auf der Hausflur einer bürgerlichen Wohnung zu befinden, einer Familie, die in guten Verhältnissen lebt. Eine von der Decke herabhängende Ampel verbreitete so viel Licht, daß die einzelnen Gegenstände sich genau unterscheiden ließen. Auf einem Gestelle standen Blumen, die sich einer sorgsamen Pflege erfreuen mußten, denn sie blühten und verbreiteten einen lieblichen Duft. Tief im Hintergrunde des Raumes befand sich eine Glasthür, durch deren verhüllte Scheiben ein mattes Licht schimmerte. Das hohe und breite Fenster, das einen großen Theil der links liegenden Wand ausfüllte, ward durch schwere Vorhänge verdeckt. Ein schmaler Teppich zog sich über die ganze Länge des Fußbodens hin bis zu der Glasthür, die Thomas so geräuschlos als möglich öffnete. Haustein, der erwartungsvoll folgte, betrat nun ein hübsches Vorzimmer, das der Einrichtung des Corridors entsprach. Wenn Josephine eine Gefangene sein sollte, so hatte sie sich über ihr Gefängniß nicht zu beklagen; man hatte Nichts versäumt, um ihr den Aufenthalt angenehm und bequem zu machen. Auch dieses Vorzimmer ward von einer Ampel erhellt. Wäre nun noch eine Zofe erschienen, die nach den Wünschen der Ankommenden gefragt, so hätte man glau-

ben mögen, man befände sich in der Antichambre einer gut situirten Dame. Dort stand ein kleines Sopha, dort eine glänzende Kommode und ein Polsterstuhl für den Wartenden, und hier schmückte ein großer Spiegel die roth tapezirte Wand.

„Warten Sie!" sagte Thomas.

Er setzte seine Laterne auf den Boden.

„Sind Sie müde?" fragte er mit einem Anfluge von Gutmüthigkeit.

„Das Ersteigen der Treppen hat mich erschöpft."

„Nehmen Sie auf dem Sopha Platz."

„Soll ich noch länger warten?"

„Die Dame hat ihre Eigenheiten; zu diesen zählt ein schwaches Gedächtnißvermögen . . . gestatten Sie mir, daß ich Sie noch einmal anmelde."

„Wie es Ihnen beliebt!"

Thomas deutete vornehm auf den Ruheplatz.

Haustein ließ sich nieder.

Der Förster hatte schon die Hand nach der Thür ausgestreckt.

„Legen Sie Ihren schweren Oberrock ab!" wandte er sich noch einmal zurück.

„Warum?"

„Josephine hält auf Etikette."

„Gern!"

Der Förster war in das anstoßende Gemach getreten. Haustein legte seinen Oberrock ab, nahm aber vorsichtig alle Papiere aus der Tasche desselben und verbarg sie in

seinem Tuchrocke, auch das kleine Pistol. In diesem Augenblicke ward die Thür geöffnet, die zu dem Corridor führte. Ein junges Mädchen trat ein, das eine brennende Kerze trug. Regungslos starrte sie den Gast an.

„Vater!“

„Dorothea! Dorothea . . . Himmel, täuschen mich meine alten Augen?“

Dorothea bekämpfte die Freude des Wiedersehens.

„Ich bin Deine Tochter“, flüsterte sie, „glaube es nur! Wo ist der Förster Thomas?“

„In jenem Zimmer.“

„Er darf nicht ahnen, daß wir uns kennen.“

„Hält man Dich hier gefangen?“

„Ja, Vater!“

„O, ich habe es mir gedacht.“

„Vater, wie steht es mit Sophie?“

„Sie ist verheirathet.“

„Mit dem Prinzen?“

„Ja; Beide leben auf Tannenfels.“

„Was führt Dich in dieses Schloß?“

„Ich komme als der Testamentsvollstrecker Karls . . .“

„Karl ist todt?“

„Er starb in meinen Armen.“

„Vater, wir können nicht viel sprechen; ich ziehe mich zurück, um das Aufsehen zu vermeiden. Bis zu diesem Augenblicke besitze ich das Vertrauen des Försters . . . ich gehe, um Das niederzuschreiben, was ich Dir zu sagen habe . . .“

„Recht so!“

„Du wirst das Papier . . .“

Sie sah durch das Gemach.

„Verbirg es in der Tasche meines Rockes!“ flüsterte Haustein.

„Dehne Deine Unterredung mit Fräulein Josephine so lange als möglich aus.“

„Wird geschehen.“

„Ich beeile mich zu schreiben.“

Sie wollte fort.

„Dorothea!“ rief zitternd der Vater. „Beruhige mich.“

„Worüber?“

„Ueber Dein Schicksal.“

„Ich bin die Zofe der armen Josephine und habe mich über Nichts zu beklagen.“

„Gott sei Dank! Aber Du bist eine Gefangene?“

„Mein Brief wird Dir Alles sagen.“

„Ach, ich erwarte ihn.“

„Sorge, daß der Förster unsere Beziehungen nicht wittert, sonst wird meine Stellung hier unleidlich. Täusche ich den schrecklichen Alten, so kann ich viel nützen.“

Sie küßte ihm rasch die Wange und schlüpfte aus dem Vorzimmer. Haustein saß nachdenkend auf dem Sopha, sein Oberrock lag neben ihm.

„Der Zufall ist mir günstig“, flüsterte er leise vor sich hin; „ich kenne nun den Aufenthalt meiner Tochter und kann, wenn es sein muß, sie gewaltsam reclamiren. Doch ruhig, ruhig . . . ich muß besonnen verfahren, die Unterre=

dung mit Josephine ist von großer Wichtigkeit . . . die Interessen des Verstorbenen liegen mir nicht minder am Herzen als die eigenen . . . wie es scheint kann ich hier mein Ziel erreichen . . . das Dunkel beginnt sich aufzuhellen . . .“

Er kreuzte die Arme und starrte zu Boden. So traf ihn der zurückkehrende Thomas, der einen forschenden Blick auf ihn warf, ehe er sagte:

„Ihre Ankunft ist vorbereitet, treten Sie mit mir in das Gemach der Dame, die Sie erwartet.“

Haustein erhob sich.

„Ich bin bereit, Herr Förster!“

Thomas öffnete die Thür.

Haustein überschritt die Schwelle eines Gemachs, das ihn in Erstaunen versetzte; er glaubte eine Kapelle zu betreten. Außer einem kleinen Altar, auf dem zwei Kerzen brannten, und einem Betpulte befand sich in dem gothischen Zimmer kein Geräth. Zwischen den Kerzen auf dem schwarz behangenen Altar flimmerte ein Crucifix von Silber. Vor diesem lag eine aufgeschlagene Bibel. Neben dem Altar stand eine seltsame Frauengestalt, deren Blicke erwartungsvoll auf die Thür gerichtet waren; sie trug ein faltenreiches Kleid von schwarzem Sammet und auf dem Haupte einen Kranz von künstlichen weißen Rosen. Ihr langes Haar, das bereits Silberstreifen zeigte, hing aufgelöst über die Schultern herab.

„Hier ist der Pfarrer!“ meldete Thomas. „Hören Sie ihn an, gnädiges Fräulein, er bringt, wie er mir

sagte, wichtige Botschaft. Dafür, daß Sie ihm glauben dürfen, birgt sein Stand . . ."

Josephine blieb unbeweglich; ihr bleiches, aber schönes Gesicht verrieth keine Spur von Erregung, sie sah den Pfarrer mit forschenden Blicken an.

Thomas lächelte still vor sich hin, als ob er sagen wollte: „Mit dieser Frau wird nicht viel anzufangen sein."

Haustein glaubte an eine Geistesverwirrung Josephines, erzeugt durch Seelenschmerz und Einsamkeit; er beschloß sie demgemäß zu behandeln. Ueber den Charakter der Geisteskrankheit gab die Umgebung Andeutungen genug . . . der Altar, die Bibel, das Crucifix sprachen für religiöse Schwärmerei.

„Man hat mir einen geistlichen Herrn angemeldet!" begann Josephine nach einer Pause.

Thomas deutete auf den Gast.

„Er steht vor Ihnen, meine Gnädige!"

Sie streckte rasch die Hand aus, indem sie rief:

„Dieser?"

„Ja."

„Warum trägt er kein schwarzes Gewand? Warum kommt er in profanen Kleidern? Ich habe lange keinen Gottesdienst gehalten, habe allein beten und singen müssen . . . Oft hat man mir versprochen, daß ich die heilige Predigt hören würde . . . sind Sie gekommen, mit mir einen Gottesdienst abzuhalten? O, meine Seele dürstet danach wie der Wanderer in der heißen, trocknen Wüste! Das Wort des Herrn könnte mich laben und erquicken, aber man ver-

weigert es mir. Ich soll nicht beten in der Gemeinschaft der Gläubigen, das ist hart!"

Thomas trat einen Schritt näher.

„Sie klagen mich durch diese Worte der Grausamkeit an, meine Gnädige; und doch habe ich es Ihnen so oft freigestellt die Kirche zu besuchen."

Josephine breitete beide Arme aus.

„Hier", rief sie pathetisch, „ist meine Kirche, mein Gotteshaus; hier gebührt es sich, daß ich bete und singe, hier will ich leben und sterben! Da draußen ist die Welt zu sündig, sie paßt nicht für mich, die ich mich dem Himmel verlobt habe . . . eine Braut des Himmels darf mit sündigen Menschen nicht verkehren, denn ihr Athem entweiht und ihre Reden verderben . . . die Diener des Herrn haben Zutritt in mein Heiligthum, das ich mir selbst geschaffen habe."

Sie trat rasch dem erstaunten Haustein näher.

„Sind Sie ein Seelsorger?" fragte sie in ernstem, fast barschen Tone.

„Ich habe lange das Wort Gottes in den Kirchen verkündet und die mir anvertraute Herde nach Pflicht und Gewissen geführt und geweidet! Kann ich Ihnen mit geistlichem Troste dienen und nützen, so bin ich da . . ."

„O, Sie sind ein Geweihter des Herrn, ich lese es in Ihren Zügen und höre es an Ihrer Rede!"

„Trage ich auch keinen Talar und bringe ich auch die Sanction des Staates nicht mit, so bin ich doch ein Verkünder des Evangeliums und ein Erklärer der Schrift, die

kostbare Perlen birgt wie der Grund des Meeres ... wohl ist es meines Amtes, bedrängte Seelen zu stärken und die Betrübten emporzurichten."

Josephine senkte die Blicke und verneigte sich tief.

„Seien Sie mir willkommen, Herr Pfarrer!" flüsterte sie. „Ich will Ihnen mein Herz ausschütten und Ihren Rath begehren, den Sie mir nicht versagen werden."

Haustein mußte darauf eingehen. Er warf einen Blick auf Thomas; dieser winkte zustimmend mit der Hand. Nun wollte er seine Bereitwilligkeit erklären.

„Gnädiges Fräulein ..."

„Nennen Sie mich nicht gnädig", unterbrach sie ihn im Tone sanften Vorwurfs. „Gott allein ist gnädig in seiner Machtvollkommenheit, ich bin ein sündiger Mensch wie alle Sterblichen auf dieser Welt voll Mängel."

Nach diesen Worten, die mit sichtlicher Ueberzeugung gesprochen, hätte man die Arme für sehr vernünftig halten mögen.

Haustein fragte bewegt:

„Wie soll ich Sie denn nennen?"

„Wie Sie mich nennen sollen?" wiederholte sie erstaunt.

„Ja!"

„Ich bin ja die unglückliche Josephine, die Magd meines Herrn."

„Und wer ist Ihr Herr?"

Eine tiefe Trauer spiegelte sich in dem bleichen Gesichte Josephines ab.

„Karl ist mein Herr, denn er beherrscht all mein Sin-

nen und Denken; es vergeht keine Minute, in der ich sein Bild nicht vor mir sehe... er umschwebt mich im Traume und im Wachen ... Aber er hat mich verkannt und verlassen, ist vor mir geflohen wie vor einer Sünderin, die schwere Schuld auf dem Gewissen trägt."

Sie brach in heftiges Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte.

„Beruhigen Sie sich!" rief Haustein von Mitleiden ergriffen. „Vielleicht bringe ich Ihnen beruhigende Aufklärung."

Josephine hatte ihre Thränen getrocknet.

„Die Verachtung Karls", fuhr sie fort, „lastet schwer auf meiner Seele! Und doch muß ich ihn lieben, doch muß ich Tag und Nacht an ihn denken. Niemand auf der Welt vertheidigt mich ... Ich stehe allein mit meinem Schmerze, der mir die Brust zersprengt ... Sehnsüchtig erwarte ich den Tod ... er will nicht kommen, er verschont mich, daß meine Strafe verlängert werde! Ich trage sie geduldig und sühne dadurch einen Theil meiner Schuld ... ach, ich muß wohl eine große Sünderin sein, da Gott mich so leiden läßt. Mein Kind hat man mir genommen ..."

Sie schwieg und zuckte heftig zusammen.

„Mein Kind!" schrie sie plötzlich auf. „Wie ist mir denn? Habe ich es nicht ermordet? Das ist die schwere Sünde, die ich begangen habe ... Das Kind lag todt im Bette, ich habe es erstickt ... Grauenvoller Anblick!"

Die Unglückliche bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Jetzt warf Haustein einen Blick auf Thomas. Der

Alte zuckte mit den Achseln und berührte mit der Hand seine Stirn als ob er sagen wollte, „Jene dort hat den Verstand verloren, es läßt sich Nichts mit ihr anfangen.“

„Kommen Sie!“ rief Josephine.

„Wohin?“

„Sie werden meine letzte Hoffnung sehen.“

Schwankend ging sie voran; hinter dem Altar stand ein einfacher Sarg, dessen Deckel daneben lag. Weich und schmerzlich flüsterte Josephine:

„Wenn man mich in diesen Schrein bettet, bin ich von aller Qual befreit. Wie lange wird es noch dauern? O, mein Gott, ich füge mich Deinem heiligen Willen und harre geduldig aus. Man soll nicht fürchten, daß ich meine irdische Hülle zerstöre . . : nein, ich will meine Schuld durch Selbstmord nicht vergrößern! Unter Gebet und Entsagung mag das Leben verfließen, und wenn mir der Jahre noch viele beschieden sind.“

Haustein ergriff sanft ihre Hand und führte sie zurück.

„Sie bedürfen meines Zuspruchs“, sagte er; „was haben Sie mir mitzutheilen?“

„Warten Sie, ich muß meine Sinne sammeln!“

Sie starrte den Gast an.

„Darf ich Ihnen auch trauen?“ rief sie aus.

„Ihre Vorsicht ist gerechtfertigt.“

„O, man hat mich oft und schwer betrogen.“

„Lesen Sie diese Zeilen und Sie werden mir Ihr Vertrauen schenken.“

Haustein überreichte ihr ein Papier, daß er seinem Taschenbuche entnommen hatte.

„Kennen Sie die Schriftzüge?“ fragte er zugleich.

Josephine stieß einen leisen Schrei aus; das Papier zitterte in ihrer Hand, während sie mit gierigen Blicken las.

„Karl! Karl!“ rief sie. „Das sind seine lieben Züge, so schreibt nur er . . .“

Sie las weiter.

„O, o!“ stöhnte sie. „Was ist das?“

Josephine brach in ein schreckliches Lachen aus, das den ganzen Raum durchhallte.

„Helfen Sie mir doch, Herr Pfarrer! Ich fasse die Dinge nicht, die mir Karl schreibt . . . er war geächtet, verbannt . . .“

„Leider!“

„Und Sie haben seine Verbannung getheilt?“

„Ich war jahrelang sein Leidensgenosse.“

„Hat Karl mir geflucht?“

„O nein!“

„Er mußte mir fluchen!“

„Er hat Sie als ein Opfer der Kabale innig beklagt!“

„Wohl bin ich ein Opfer.“

„Sein letzter Hauch war ein Gebet für Sie!“

Das Papier entsank der Hand Josephines.

„Ist er todt?“ stammelte sie.

„Er ist im tiefsten Elend gestorben!“ versicherte Haustein.

„Mich hat er beauftragt Ihnen die Trauerbotschaft zu überbringen und seinen letzten Willen mitzutheilen."

„Todt! Todt!" wiederholte Josephine dumpf.

Obgleich Thomas ein gleichgiltiger Zeuge der Unterredung zu sein schien, so lauschte er doch mit großer Spannung; er stützte das Kinn auf die Hand und starrte, den Rücken halb den beiden Verhandelnden zugewendet, ironisch lächelnd zu Boden. Dabei verhielt er sich ruhig, als ob er seine Anwesenheit vergessen machen wollte. Josephine achtete nicht auf ihn, sie beschäftigte sich nur mit Dem, was sie soeben gehört hatte. Gesenkten Hauptes, die Hände gefaltet, stand sie neben dem Altar; plötzlich fuhr sie auf.

„Mein Herr, mein Herr", rief sie abgebrochen, „Sie täuschen mich! Schon wiederholt hat man mir gemeldet Karl sei gestorben . . . Sie sind ein Bote Heinrichs, abgeschickt mich von Neuem zu betrügen! Das ist es, gestehen Sie es nur!"

Haustein entgegnete ruhig:

„Wollte Gott, daß meine Nachricht eine Unwahrheit wäre, es würde Niemand mehr sich darüber freuen als ich, der ich in diesem Falle noch einen bewährten Freund hätte."

„Sie lügen!" rief die arme Frau heftig, „Sie nahen sich mir unter der Maske eines ehrwürdigen Pfarrers, und sind doch nur ein gedungener Bote, der mich berücken soll."

Haustein schüttelte das Haupt.

„Mich leitet kein unlauterer Grund, verehrtes Fräulein . . . Ich habe nur Ihr Bestes im Auge . . .“

„Mein Bestes?“

Sie stieß wiederum jenes unheimliche Lachen aus, das Haustein schon einmal gehört hatte.

„Es umgiebt mich Trug, wohin ich blicke!“ fuhr sie fort. „Die Menschen sind böse, ohne Moral, ohne Religion . . . schnöden Vortheils willen treten sie das Glück Anderer mit Füßen . . .“

„Verzeihung, welchen Vortheil könnte ich erringen wollen?“

Josephine ergriff in schrecklicher Hast seine Hand. Diese zerrend fragte sie mit schreiender Stimme:

„Wissen Sie, wer ich bin?“

„Fräulein!“

„Wissen Ste, wer ich bin?“

„Die Braut Karls.“

„Ich bin die Tochter eines Königs!“

Nach diesen Worten schleuderte sie die Hand des Alten zurück.

Thomas hatte sich rasch umgewendet; er beobachtete von nun an mit doppelter Spannung.

„Sie ist irrsinnig“, dachte Haustein traurig; „so spricht ein gesunder Verstand nicht.“

Josephine war neben dem Betpulte niedergesunken; ihr Haupt ruhte auf der gepolsterten Lehne desselben.

Jetzt kam Thomas.

„Lieber Herr!“ flüsterte er.

„Was wollen Sie?“ fragte Haustein, der aus seinen Sinnen erwachte.

Der Förster zog den Gast bis an die Thür zurück.

„Sie sehen“, murmelte er leise, „daß Sie mit Vorsicht verfahren müssen.“

„Gewiß, Josephine ist krank.“

„Wie heute hat sie sich noch nicht gezeigt, ihre Krankheit muß in ein neues Stadium getreten sein. Vielleicht üben Sie, Herr Haustein, einen besondern Einfluß auf unsere Kranke aus.“

„Ich zweifle daran, Herr Förster.“

„Immerhin, Sie müssen die günstige Zeit benutzen.“

„Wozu?“

„Suchen Sie zu erforschen, wohin Josephine ihr Kind gebracht hat.“

„Das soll ich erforschen?“

„Ja, Herr Haustein.“

„Wissen Sie denn nicht, wohin das Kind gekommen ist?“

„Es war eines Morgens verschwunden und Josephine weinte; später klagte sie sich als die Mörderin des Kindes an, das wir vergebens mit Eifer und Sorgfalt gesucht hatten. Es war keine Spur von dem kleinen Wesen zu entdecken.“

Haustein erinnerte sich der Erzählung Kappes, wonach Karl das Kind mit sich genommen hatte; die Schloßbewohner mußten also von dem nächtlichen Besuche Nichts wis-

sen. Diese Entdeckung hatte für den Pfarrer großen Werth.

„Sonderbar!" murmelte er.

„Das Kind ist auf eine wirklich räthselhafte Weise verschwunden."

„Josephine will es erdrückt haben."

„So sagt sie allerdings", murmelte Thomas; „wenn dies wäre müßten wir doch die kleine Leiche gefunden haben."

„Ohne Zweifel."

„Alle Mittel, die Mutter zu einer Erklärung zu bewegen, blieben ohne Erfolg; sie klagte und jammerte und wollte vor ein Gericht gestellt werden."

„Ist Jemand heimlich im Schlosse gewesen?"

„Diese Annahme läßt sich durch Nichts bestätigen, da Fremde in die oberen Räume nicht dringen können."

„Sie müssen das wissen, Herr Förster."

„Forschen Sie jetzt nach dem Kinde, da Josephine Ihnen gegenüber zur Mittheilung geneigt zu sein scheint."

Haustein gerieth in Verlegenheit; er wußte, daß die arme Josephine über das Kind keine Auskunft geben konnte, und doch sollte er sie ausforschen, doch sollte er in sie dringen, obgleich er besser unterrichtet war als sie. Hatte er doch von Karl Auftrag, der, wie wir aus Kappes Erzählung wissen, das Kind mit sich genommen, die arme Mutter aufzuklären.

„Verzeihung", entgegnete er leise, „ich verfehle meinen Zweck, wenn ich Ihrem Wunsche nachkomme. Die Dame

ist offenbar geistesschwach ... soll ich sie durch eine Inquisition noch mehr verwirren? Sie hat die Idee ausgesprochen, daß sie die Mörderin des Kindes ist. Ich möchte annehmen, diese Idee hat ihren Geist verwirrt. Erlassen Sie es mir, eingebildete Schrecken heraufzubeschwören und den Zustand der beklagenswerthen Frau zu verschlimmern. Dort liegt sie wie todt ... nehmen wir uns ihrer an."

„Bleiben Sie!" befahl Thomas.

„Die Pflicht gebietet es ..."

„Ich kenne diesen Zustand, er geht vorüber; Ruhe ist das einzige Mittel, das anschlägt. Bleiben wir bei der Hauptsache: Sie begreifen, daß uns daran liegen muß das räthselhafte Verschwinden des Kindes aufzuklären. Fragen Sie in der Eigenschaft als Geistlicher, fragen Sie Josephine auf das Gewissen ..."

„Herr Förster!"

„Ich bin Ihnen bereitwillig entgegengekommen, Sie werden mir denselben Dienst leisten. Eine Weigerung muß ich als Feindseligkeit betrachten ... Mehr noch: ich verbiete Ihnen die Fortsetzung der Verhandlungen."

Thomas sah so entschlossen aus, daß sich an dem Ernste seiner Drohung nicht zweifeln ließ. Das Auge des Alten schoß sprühende Blicke, er schien durch den Widerspruch bereits aufgebracht zu sein. Haustein, der den Eclat vermeiden wollte, beschloß listig zu Werke zu gehen.

„Wohlan", sagte er, „ich werde Ihren Willen erfüllen."

Der Förster hatte Recht, Josephine erholte sich ohne

Hülfe; sie stand langsam auf, starrte das Crucifix an und betete leise. Ihr feines Gesicht schien noch blässer geworden zu sein und ihre zarten Glieder zitterten leise wie vom Fieber durchbebt. Haustein empfand Mitleid mit der Unglücklichen, die er ausforschen sollte; hätte er die Nothwendigkeit seines Verfahrens nicht erkannt, er würde dem Förster, der ihm scharf beobachtete, eine entschiedene Weigerung entgegengesetzt haben. Josephine betete mehrere Minuten; sie glich wirklich einer Nonne, die durch strenge Andachtsübungen und ascetisches Leben eine Schuld büßen oder einen herben Seelenschmerz zu bekämpfen sucht. Niemand würde, wenn man sie in diesem Augenblicke beobachtet hätte, an ihre Geistesverwirrung geglaubt haben. Die milde Resignation einer Dulderin sprach sich in ihren Zügen aus, eine Ruhe, die nur das Ergebniß voller Selbsterkenntniß sein konnte. Man würde viel eher eine zehrende Körperkrankheit vorausgesetzt haben als eine Geistesschwäche. Thomas selbst war über den Zustand seiner Gefangenen, so konnte man sie wohl nennen, nicht im Klaren; er hielt, da er Pessimist war, ihr Benehmen für eine Täuschung, die sie zur Erreichung irgend eines geheimen Zweckes ausführte. Von Zeit zu Zeit hatte sie verlangt den Prinzen Heinrich zu sprechen; da der hohe Herr aber in Paris lebte und sich die Revenüen von seinen Gütern nachschicken ließ, konnte man an die Gewährung ihres Wunsches nicht denken. Sich schriftlich an den Prinzen zu wenden hatte sie verweigert, sie mochte wohl dem Papiere nicht Geheimnisse anvertrauen wollen, in deren Be=

sitz ein Dritter nicht gelangen sollte. Den Förster behandelte sie wie einen Bedienten; sie ertheilte ihm Befehle und sprach den heftigsten Tadel aus, wenn irgend eine Nachlässigkeit ihren Unwillen erregt hatte. Das Schloß Ried betrachtete sie als ihr rechtmäßiges Eigenthum und mehr als ein Mal hatte sie den Förster mit Entlassung gedroht. Thomas hatte sich gehütet, Gewaltmaßregeln anzuwenden, wenn er auf Widerstand stieß; er war nicht selten unterwürfig und oft stellte er sich, als ob er der mitleidige Freund der armen Frau wäre. Aus Allem ging hervor, daß Josephine an eine Gefangenschaft nicht glauben sollte;. hätte sie aber einen Versuch zur Flucht gemacht, so würde sie ihre Situation klar erkannt haben. Mitunter lag System in ihrem Handeln, sie wich nur dann von der allgemeinen Ordnung ab, wenn Einflüsse von außen sie dazu veranlaßten.

Nachdem sie gebetet hatte ging sie langsam einer Thür zu, die sie vorsichtig und leise öffnete; sie trat in das an den Betsaal grenzende Gemach.

„Die Dame verläßt uns", sagte Haustein.

Thomas antwortete ruhig:

„Für einige Augenblicke; gedulden Sie sich, sie wird sogleich zurückkehren. Ich kenne das!"

Der Förster ließ sich auf einem Absatze des Wandgetäfels nieder, es schien ihm das Stehen lästig zu werden. Haustein empfand keine Ermüdung mehr, das Erwarten der Dinge, die da kommen sollten, erhielt ihn in Spannung.

Nach fünf Minuten trat Josephine wieder ein; sie trug einen Gegenstand auf den Armen, den sie sanft einwiegte.

„Was ist das?“ fragte Haustein.

Thomas antwortete leise:

„Eine Puppe, die sie für ihr Kind hält. Wir haben vergebens uns bemüht ihr den Wahn zu zerstören . . .“

Josephine blieb stehen und betrachtete das Kind.

„Es ist todt“, flüsterte sie, „aber es trotzt der Verwesung. Karl lebt nicht mehr, ich kann es begraben und nun soll es mit mir in meinem Sarge ruhen. O, Du lieber kleiner Engel, Du wirst bitten für Deine unglückliche Mutter, die ohne es zu wissen und zu wollen Dich gemordet hat . . .“

Sie küßte den Kopf der Puppe.

„Kalt, eiskalt!“ fuhr sie traurig fort. „Meine Thränen und meine Liebkosungen bringen das Kind nicht in das Leben zurück. Gott im Himmel, Karl ist todt! Nun muß ich mein Gelübde erfüllen . . . Was sagte mir doch die Erscheinung? Das Kind wird nicht verwesen so lange Karl lebt! Nun aber tritt die Verwesung ein . . . die Natur fordert ihre Rechte . . . Mein Geschick hat sich erfüllt!“

Die Wahnsinnige ging langsam zu dem Sarge, legte das Kind hinein, verhüllte es mit einer weißen Decke und trat schluchzend zurück.

„Nun will ich beten“, fuhr sie fort; „Gott möge meiner Seele gnädig sein, die bald zu ihm eingehen wird. Karl zieht mich mit sich fort . . . er duldet nicht, daß ich

auf der Erde wandle, die er verlassen hat. Und ich folge ihm gern . . . Alle Wesen, die ich geliebt habe, sind todt, ich stehe allein, ganz allein . . . Jetzt ist die Stunde gekommen, die letzte . . ."

Sie sah mit wirren Blicken um sich.

„Hat man mir nicht den Seelsorger angemeldet, den ich verlangt habe?"

„Er ist da!" antwortete der Förster. „Wenn Sie befehlen, Fräulein . . ."

„So mag er kommen!"

Mit einem leisen Ausrufe „Ach, ich bin des Lebens überdrüssig!" sank sie auf dem Betpulte nieder.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach. Haustein war doch unschlüssig, er überlegte, was er thun sollte; es fiel ihm schwer, sich als Mittel zu einem Zwecke benutzen zu lassen, den er nicht kannte. Wäre der Förster nicht anwesend gewesen, er würde sich kurz entschlossen haben.

„Gehen Sie doch!" flüsterte Thomas ihm zu.

„Handlungen dieser Art pflegt man ohne Zeugen zu vollziehen."

„Sie schwanken, trotz unserer Uebereinkunft!" zischte drohend der Alte.

„Es muß geschehen", dachte Haustein; „auf anderm Wege gelange ich nicht zum Ziele. Wer weiß, ob sich je die Gelegenheit wieder bietet, die arme Frau zu sprechen."

Er trat zu der unglücklichen Josephine und kündigte sich als den Pfarrer an, der bereit sei ihre Geständnisse

zu hören und Rath und Trost zu ertheilen. Die Irrsinnige sah mit wirrem Blick auf.

„Ich bin eine Sterbende!“ flüsterte sie. „Mein letztes Stündlein hat bereits geschlagen, aber Gott läßt mir das Leben noch, daß ich reumüthig meine Sünden bekenne. O, ich bin eine arge Sünderin, mit der der ewige Richter streng verfahren wird.“

„Wo ist Ihr Kind?“ fragte Haustein mild.

Sie zeigte auf den Sarg.

„Dort, dort! Es ruht in Frieden! Und das ist ein Glück, ihm bleibt die schwere Pilgerfahrt durch das Leben erspart. Vielleicht hätte mein Kind gestrauchelt wie die schwache Mutter . . . diesem gräßlichen Geschick ist es überhoben. Ach, wäre auch ich als Kind gestorben . . . Das ist ein großes Glück, eine Wohlthat, die der Himmel nur Auserkorenen erzeigt. Mich hat er zum Elende verdammt . . .“

„Grollen Sie mit dem Himmel nicht, bauen Sie vielmehr auf ihn! Er ist Allen gnädig, die bekennen und bereuen.“

Josephine legte beide Hände an die Stirn.

„Was wollte ich doch bekennen?“ flüsterte sie.

„Haben Sie letztwillige Bestimmungen zu treffen?“

„Sie sind ein geistlicher Herr?“

„Ich bin ein Diener der Religion, ein Lehrer des Volks, der nach Kräften Gutes thut. Auch bin ich der Freund des verstorbenen Karl . . .“

„Ach, ich erinnere mich, es ist wahr! Sie brachten mir

den Brief, den seine Hand geschrieben, die theure Hand, die oft auf meinem Herzen geruht hat. O, und ich habe ihm die Treue gebrochen . . ."

Sie weinte heftig.

„Wann ist er gestorben?" fuhr sie auf.

„Im verflossenen Winter."

„Nicht früher?"

„Nein!"

Ein Schauer durchbebte ihren ganzen Körper; die Hände ringend sank sie auf das Betpult zurück.

„Heiliger Gott, habe Erbarmen, ich bin nicht so schuldig. . . Man hat mich auf schnöde Weise betrogen, man hat mir den Tod meines Karl angekündigt, der ein schweres Verbrechen begangen haben soll . . ."

„Wessen beschuldigt man ihn?" fragte Haustein leise.

„Eines Mordes."

„Wen hat er getödtet?"

„Meinen Vater, meinen eigenen Vater, der Rechenschaft von ihm gefordert . . ."

„Karl ist eines Verbrechens nicht fähig gewesen, er war ein guter, ein edler Mensch, der nur gut und edel handeln konnte. Ich liefere sofort den Beweis: durch mich sendet er Ihnen Verzeihung, er ist nicht mit Groll gegen Sie geschieden, er hat für Ihr Heil gebetet."

Sie schluchzte laut:

„Das lohne ihm der ewige Gott!"

„Außerdem hat er Ihnen Papiere übergeben . . ."

„Papiere?"

„Ja!“

„Was für Papiere?“

Haustein antwortete ausweichend: „die er durch mich zurück verlangen läßt.“

Sie betrachtete sinnend das Crucifix am Altar.

„Ich muß in meinem Gedächtniß forschen!“ flüsterte sie.

„Besitzen Sie die Papiere noch?“

„Ich glaube!“

„Auch eine goldene Kapsel?“

„Ja, ja!“

Jetzt sah sie den Pfarrer mißtrauisch an.

„Wollen Sie mich betrügen? Sie stehen im Solde des Försters Thomas und dieser ist der Scherge des Prinzen. Wehe Ihnen, Sie begehen ein Verbrechen an dem Todten.“

Haustein neigte sich zu ihr.

„Ihr Kind lebt!“ flüsterte er ganz leise.

„Betrüger! Betrüger!“ flüsterte sie zurück.

„Bei dem allmächtigen Gotte schwöre ich es! Karl selbst hat es mit sich genommen.“

„Karl selbst?“

„Er war bei Ihnen.“

„Ich habe nicht einen schweren Traum gehabt?“

„Sorgen Sie für Ihr Kind, das sonst arm und verlassen ist; geben Sie mir die Papiere und die Kapsel! Ich bin der Testamentsvollstrecker Karls und muß mein Versprechen erfüllen. Fallen die Papiere in andere Hände, so sind sie uns verloren, und doch gründen sie das Glück Ihrer Tochter! Entschließen Sie sich rasch, mir bietet sich

eine so günstige Gelegenheit, daß ich in den Besitz der Documente komme. Sie werden mich begleiten, Sie werden Ihre Tochter sehen . . . Wähnen Sie nicht, das zarte Wesen erstickt zu haben, es ist dieser Umgebung entzogen, um es zu sichern . . . Sie sind von tückischen Menschen umgeben . . . Lesen Sie doch den Brief Karls, er sagt Ihnen Alles; er weiß ja, daß Sie betrogen sind!"

„Und ich bin keine Mörderin?"

„Wahrlich nicht!"

„Man hat es mir gesagt . . ."

„Wer?"

„Die Kammerfrau, die gestorben ist."

„Ich behaupte das Gegentheil! Aber geben Sie mir rasch die Papiere, im Namen Gottes!"

Der Förster Thomas lauschte mit angehaltenem Athem; den Hals vorgestreckt und die Hände auf einen Stuhl gestützt stand er regungslos wie eine Bildsäule. Es lag in seiner Absicht jedes Geräusch zu vermeiden, trotzdem hatte er von dem ganz leise geflüsterten Gespräche nicht eine Silbe verstanden. Flammenden Blicks verfolgte er jede Bewegung Josephines, die sich plötzlich erhob und beide Hände des Pfarrers ergriff.

„Warten Sie! Warten Sie!" flüsterte die bleiche Frau, deren ganzes Wesen sich mit einem Schlage geändert zu haben schien.

Sie eilte zu dem kleinen Altar, hob das Crucifix empor und nahm aus dem hohlen Fuße desselben ein schwarzes Kästchen, das sie Haustein mit den Worten überreichte:

„Im Schutze des Heiligen war es sicher; meine Wächter haben das Kleinod dort nicht gesucht . . . Tragen Sie es fort, weit fort, lassen Sie es sich nicht entreißen . . . Sie haben mein Brautgeschenk! Und wann holen Sie mich? Wann führen Sie mich zu meiner Tochter?"

„Harren Sie ruhig meiner Rückkehr, denn nun kann ich Ihre Freiheit bewirken! Sie sehen mich bald wieder!"

Thomas hatte eine Glocke in Bewegung gesetzt. Kaum war der Ton derselben verklungen, als Dorothea durch das Vorgemach eintrat.

„Helene", sagte ruhig der Alte, „führen Sie Ihre kranke Herrin in das Boudoir!"

Josephine nickte mit dem Kopfe, indem sie sagte: „Reiche mir den Arm, liebes Kind, ich folge gern!"

Dorothea warf einen schmerzlichen Blick auf den Vater, dann verschwand sie mit der Herrin, die sich schwankend auf den Arm des jungen Mädchens stützte. Thomas selbst löschte die Kerzen aus, nahm seine Laterne und befahl dem Gaste, er möge nun folgen. Beide Männer betraten das Vorzimmer. Haustein bemächtigte sich sofort seines Oberrocks, den er rasch anzog. Nun öffnete er die Thür, die zu dem Corridor führte.

„Herr Pfarrer", sagte Thomas, „ich bitte, warten Sie noch!"

Haustein stand an der halbgeöffneten Thür.

„Was beliebt?" fragte er, von einer Ahnung beschlichen, die ihn auch nicht täuschen sollte.

„Empfangen Sie den Dank für den wichtigen Dienst, den Sie mir geleistet haben."

„Mir scheint, Herr Förster, daß ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin."

Der Alte lächelte ironisch.

„Sie mir?" rief er gedehnt.

„Ohne Ihre Unterstützung wäre es mir wohl nicht möglich gewesen Das zu erlangen, in dessen Besitze zu sein ich mir schmeicheln darf."

„Sie meinen das Kästchen?"

„Nun ja!"

„Ich bedaure Ihnen den Besitz streitig machen zu müssen. Nach dem Kästchen habe ich lange gestrebt, natürlich in dem Auftrage meines Herrn, dessen Vertreter ich bin. Die Dame hat es an einem Orte zu verbergen gewußt, auf den mein Verdacht sich nicht gerichtet haben würde. Die Schwermuth scheint ihren Geist doch nicht so dicht umschleiert zu haben, daß sie darüber die äußerste Vorsicht vergißt. Ich bitte, geben Sie mir das Kästchen, das, ich erkläre es entschieden, die Mauern dieses Schlosses nicht verlassen darf."

Haustein fühlte sich sicher, da er Kappe in der Nähe wußte.

„Verzeihung, Herr Förster, die Dame hat es mir zu einem bestimmten Zwecke übergeben; außerdem würde ich den Willen des Verstorbenen nicht erfüllen können . . ."

„Sie weigern sich?" fragte Thomas kalt und streng.

„Weil ich muß. Sie selbst haben gesehen und gehört, daß Josephine . . .“

„Die Dame hat eben so wenig einen Willen als der Verstorbene, der, während er lebte, manches Unheil angerichtet. Sie würden gut thun, wenn Sie sich auf unsere Seite stellten und die Hirngespinnste Karls nicht ausführten, der zu seinem Glück gestorben ist. Nachdem ich Sie beobachtet bin ich zu der Erkenntniß gelangt, daß Sie ein verständiger Mann sind . . .“

Haustein fügte mit Nachdruck hinzu:

„Ich bin auch ein ehrlicher Mann, Herr Förster!“

„O, ich glaube es!“

„Als solcher kann ich an dem Freunde, wandelt er auch nicht mehr unter den Lebenden, nicht schurkisch handeln. Mir ist das Wohl eines verwaisten Wesens anvertraut, und, so wahr mir Gott helfe in meinem letzten Stündlein, ich werde es nach Kräften zu fördern suchen.“

Thomas hatte seine Laterne auf den Boden gesetzt.

„Sie mißbrauchen meine Gefälligkeit“, entgegnete er kurz; „kommen wir doch zum Ziele. Wenn Sie nicht Lust haben sich mit mir zum Ordnen der bewußten Angelegenheit zu verbinden, so muß ich die Interessen meines Herrn allein wahren, dem nicht minder ergeben zu sein ich mir schmeicheln darf als Sie Ihrem Freunde. Ich spreche zum letzten Male die Bitte aus: übergeben Sie mir das Kästchen, an das Sie durchaus kein Recht haben.“

„Ich, Herr Förster, spreche die Bitte aus: lassen Sie mich in Ruhe ziehen. Steht Ihnen das gute Recht zur

Seite, so haben Sie keinen Grund Das zu fürchten, was zu thun mich ein Gelübde zwingt."

Haustein wollte das Vorgemach verlassen.

„Bleiben Sie!" herrschte Thomas ihn an.

„Herr Förster . . ."

„Nicht von der Stelle!"

„Ich bin Ihr Knecht nicht."

„Sie werden von diesem Augenblicke an nur thun, was ich Ihnen befehle."

Der Pfarrer hatte sich auf die Schwelle der Thür gestellt; er sah die furchtbare Ruhe des Försters, der ihm näher trat und drohend den Befehl wiederholte.

„Sie zwingen mich", fügte er hinzu, „eine Strenge anzuwenden, die ich gern vermieden hätte."

Er streckte die Hand nach dem Pfarrer aus; dieser trat rasch auf den Corridor hinaus.

„Berühren Sie mich nicht!"

Thomas war ihm gefolgt.

„Ihr Benehmen ist mehr als thöricht, da Sie mir nicht entrinnen können."

„Ich werde mich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen."

„Die Thüren alle sind verschlossen."

„Sie werden mir schon öffnen."

„Zum letzten Male: geben Sie das Kästchen heraus, das Ihnen nicht gebührt!"

Nach den letzteren Worten hatte Thomas, der seinem Geg-

ner an Kraft weit überlegen war, ihn an den Schultern gefaßt.

„Verblendeter Mann“, rief er zischend, „den Freund hätte ich ruhig ziehen lassen; den Feind, der mir offen entgegentritt, vernichte ich. Mir stehen alle Mittel zu Gebote Sie unschädlich zu machen. Ich glaube nicht an die Nachrichten, die Sie gebracht haben . . . Sie sind ein Betrüger!“

Haustein zog sein Pistol aus der Tasche.

„Zurück! Zurück!“ rief er stöhnend. „Ich bin vorbereitet der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen.“

„Ah, eine Mordwaffe?“

„Für den äußersten Fall!“

„Dies beweist Ihre Gefährlichkeit.“

Thomas entriß ihm das Pistrl und warf es hinter sich in das noch offene Vorzimmer. Haustein fühlte, daß seine Kraft schon schwand; er konnte den Druck der starker Fäuste nicht länger ertragen, die wie ein Schraubstock sich ihm an den Hals gelegt hatten. Thomas schien ein anderer Mensch geworden zu sein, seine rohe Natur zeigte sich in der schrecklichsten Gestalt. Wer wie er die Wilddiebe kaltblütig niederschoß, konnte auch einen wehrlosen Mann erwürgen, der ihm werthvolle Documente entführen wollte. Der arme Haustein begriff die Gefahr, in der er schwebte; er wollte rufen . . . Die Stimme versagte ihm, der sich nie in einer ähnlichen Lage befunden hatte. Da tönte plötzlich ein dumpfer Krach durch den stillen Raum; Kappe, der die Cefahr seines Freundes sah, hatte mit beiden

Händen das Gitter erfaßt; die Angst um den Freund verdoppelte die Kraft des Zimmermanns . . . nach dem dritten Stoße flog krachend das Gitter auf. Es war die höchste Zeit, denn Thomas hielt das Kästchen schon, während Haustein matt zusammenbrach.

„Halt!" rief Kappe leise, der das Aufsehen vermeiden wollte.

Ein starker Griff entriß der Hand des Försters den Raub.

„Wir Beide werden fertig!" murmelte der riesige Zimmermann. „Mit meinem schwachen Freunde hatten Sie leichtes Spiel . . . ich aber lasse mich nicht werfen."

Thomas starrte einige Augenblicke den Begleiter seines Gegners an.

„O", murmelte er, „man hat den Diebstahl vorbereitet."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen; wir behalten, was wir haben und wenn Sie die Augen auch noch so furchtbar verdrehen! Damit Sie uns aber ungehindert ziehen lassen, werde ich eine kleine Vorsorge treffen. Ich habe mich draußen, während ich wartete, ein wenig umgesehen und dabei überlegt, was im Falle der Noth geschehen könne . . ."

„Warten Sie, Freund!" unterbrach ihn Haustein. „Der Herr Förster sieht, daß wir für den Augenblick im Vortheil sind; er wird sich nicht weigern mir sein Ehrenwort zu geben, daß er uns unbehelligt ziehen läßt."

„Der", fragte Kappe, „der die Wilddiebe mit kaltem Blute niederschießt? Er wird auch uns eine Kugel in den

Rücken jagen, sobald er das Gewehr dazu hat ... Besser ist besser; ich glaube an das Ehrenwort solcher Leute nicht, und darum muß mir der Herr Pastor schon gestatten, daß ich für unsern sichern Abzug sorge. Vorwärts, Alter!“ wandte er sich zu dem Förster. „Nimm Deine Laterne und leuchte uns voran.“

Thomas holte wirklich seine Laterne, die hinter ihm auf dem Boden des Vorzimmers stand. Es war nicht schwer zu errathen, daß er sich geduldig fügte, um an geeigneter Stelle einen vernichtenden Streich zu verüben. Die Ueberlegenheit Kappes, dessen Anwesenheit in dem höchsten Stockwerke des Schlosses er nicht vermuthet hatte, war ihm handgreiflich bewiesen und darum mußte er sich unten Hülfe zu verschaffen suchen. Haustein zitterte bei dem Gedanken an die Bosheit desselben, der es nicht verschmäht, sich an ihm zu vergreifen. In dem einsamen Schlosse konnten die gräßlichsten Dinge geschehen, ohne daß die Welt Kunde davon erhielt und der Förster war der Mann, der, wenn es die Verhältnisse geboten, zum Aeußersten schritt. Wußte auch Haustein, daß er sich auf Kappe verlassen konnte, so fürchtete er doch die Uebermacht, wenn Thomas seine Knechte rief. Was würde außerdem das Loos der armen Dorothea sein, die der Botmäßigkeit des schrecklichen Alten überlassen blieb? Der Verlauf der Dinge ward indeß ein anderer, als Haustein ihn fürchtete. Er folgte den beiden Männern, die vorangingen. Das Gitter, das offen blieb, lag schon hinter ihnen. Jetzt zeigte sich die Biegung des Corridors, die zu der Treppe führte.

Plötzlich nahm Kappe den Förster die Laterne aus der Hand.

„Wozu das?“ kreischte der Alte.

„Der Vorsicht wegen.“

Der Zimmermann reichte die Laterne dem Pfarrer.

„Halten Sie!“

Dann riß er eine kleine Thür auf, die sich links in der Mauer befand und warf den Förster wie einen Ball in die schwarze Oeffnung. Dann schloß er die Thür und schob einen Riegel davor.

„Jetzt, lieber Freund, sind wir ganz sicher!“ murmelte Kappe.

„Sie wagen zu viel!“

„Weil ich wagen muß,“

„Fürchten Sie Nichts, wir können nun abreisen.“

„Man wird den Förster suchen.“

„Die Leute haben mir gesagt, daß ihr Herr Abends oft stundenlang sich in diesem Theile des Schlosses aufhält, sie werden ihn sobald nicht vermissen. Finden sie ihn endlich, so sind wir über alle Berge. Sehen Sie, als ich vorhin hier herumlungerte fand ich diese Thür. . . . sie ist von Eisen . . . ah, dachte ich, diese Entdeckung läßt sich wohl noch zu unserm Vortheil ausbeuten . . . Wer weiß, ob das kalte Loch nicht für uns bestimmt gewesen ist, denn die Thür war angelehnt . . . da hat sich der Graukopf in der eigenen Schlinge gefangen . . .“

Beide lauschten. Wie rings im Schlosse war es auch

hinter der schweren Eisenthür still. Thomas regte sich nicht, er stieß auch keinen Laut aus.

„Sie werden ihn schwer verletzt haben!“ murmelte der ängstliche Haustein.

„So ist es nicht schade um den schlechten Kerl. Was er uns zugedacht, ist ihm geschehen. Gehen wir!“

„Warten Sie noch!“

Haustein dachte an seine Tochter.

„Ich muß die Dame noch einmal sprechen.“

„Welche Dame?“

„Die hier wohnt.“

„Josephine ist also noch vorhanden . . .“

„Ja.“

Kappe untersuchte den Riegel.

„Er ist gut“, murmelte er dabei; „das alte Eisen verträgt schon einige Stöße. Sprechen Sie ruhig mit der Dame, der Herr Förster wird Sie nicht stören, dies ist sicher wie das Amen in der Kirche.“

Haustein nahm die Laterne und ging zurück. Es lag ihm daran, Dorothea zu treffen. Da er mit der Oertlichkeit nicht vertraut war wählte er den Weg durch das Vorzimmer, während Kappe auf dem Corridor blieb. Das Betgemach war still und dunkel. Bei dem Scheine der Laterne fand Haustein die Thür, durch welche die beiden Frauen verschwunden waren. Er konnte sie leicht öffnen. Sein Blick fiel in ein bequem und elegant eingerichtetes Gemach, das durch eine große Lampe erhellt ward. Josephine lag regungslos auf einem Ruhebette; daneben saß

Dorothea, die herabhängende Hand der unglücklichen Dame haltend; sie winkte dem Vater, er möge nicht näher kommen. Nachdem sie einen forschenden Blick auf Josephine geworfen und die Hand derselben leise entlassen hatte, erhob sie sich und eilte zu dem Vater, der harrend auf der Schwelle stand.

„Die Arme liegt jetzt in dem seltsamen Zustande, der stets einer heftigen Erregung folgt“, flüsterte sie; „Vater, sorge, daß der Förster unsere Beziehungen nicht ahne.“

Sie führte ihn in das Betzimmer zurück.

Haustein erzählte kurz und bündig, was mit dem alten Thomas geschehen. Dorothea erschrak.

„Du kannst mit mir entfliehen, mein Kind!“

„Nein, nein!“

„Ich fürchte, daß Deine Sicherheit gefährdet ist.“

„Verlaß auf der Stelle das Schloß, Vater!“

„Und Du?“

„Ich bleibe bei der armen Josephine.“

„Denke an Deine Zukunft.“

„Deshalb muß ich bleiben.“

„Der Alte wird rasen.“

„Nur ich kann ihn besänftigen. Geh, Vater, geh . . . Du findest ein Papier in der Tasche Deines Oberrocks, das Dir beruhigende Aufschlüsse giebt. Ich muß bei Josephine bleiben; wollte ich Dir folgen, so würde sie den Tod davon haben. Auch wirst Du sicherer entkommen, wenn Du allein gehst. Wir können hier nicht lange sprechen, jede Minute bringt Dir Gefahr . . . Deiner

selbst willen beschwöre ich Dich: entfliehe auf der Stelle; Du bist im Besitz des Kästchens, nach dem der Förster so lange gestrebt hat . . . Es muß wichtige Documente enthalten . . . rette sie und rette Dich! Laß Dir furchtlos die Thür öffnen und entflieh. Ich werde den Förster zurückhalten, daß er eine Verfolgung nicht anordnen kann . . . Suche einen Weg durch den Wald, Du mußt Vorsprung gewinnen . . . Ich wollte schon hinabeilen, um nach dem Stande der Dinge zu forschen . . . Thomas ist ein furchtbarer Mensch . . ."

Sie drängte den Vater durch das Zimmer auf den Corridor hinaus, wo sie ihn stürmisch umarmte und ihn von Neuem zur Flucht trieb.

„Dorothea, wir müssen mit einander in Verbindung bleiben."

„Mein Papier sagt Dir Alles."

„Bist Du auch ganz sicher in dieser Umgebung?"

„Ich hoffe das Glück meines Lebens hier zu gründen."

„Wohlan, ich gehe, um das Kind Josephines aufzusuchen . . . beruhige die Unglückliche, es kann wohl noch Alles gut werden! Ach, das ich mich wieder von Dir trennen muß, Dorothea!"

„Wir werden uns bald wiederfinden und dann soll uns Nichts mehr trennen."

Haustein küßte ihre Wange und wollte gehen.

„Warte noch, Vater!"

„Hast Du mir einen Auftrag zu geben?"

„Ja."

„Ich werde ihn ausführen.“

„Mache keinen Versuch mich zu befreien, Vater; er wird nicht nur fruchtlos sein, sondern mir auch Gefahr bringen. Ich verlasse zur geeigneten Zeit das Schloß Ried und suche Dich auf.“

„Bist Du denn Gefangene, mein Kind?“

„Ich habe mich freiwillig in diese Gefangenschaft begeben . . . Lies meinen Brief und Du wirst Alles wissen!“

Sie ging in das Vorzimmer zurück. Haustein vereinigte sich mit Kappe, der an der verschlossenen Eisenthür wartete.

„Der Förster hat sich noch nicht geregt!“ murmelte er.

„Vielleicht ist er todt . . .“

„Unkraut vergeht so leicht nicht. Kümmern wir uns um den Elenden nicht, wir wollen das Weite suchen.“

Der Zimmermann nahm dem Pfarrer die Laterne aus der Hand und leuchtete sorgfältig voran. So kamen sie glücklich in den Schloßhof, der einsam und still war wie zuvor. Aus dem Hause im Winkel schimmerte Licht. Kappe betrat die Hausflur und nahm sein Gepäck, das er dort abgelegt hatte. Nun kam der Knecht, der den Posten des Thorwarts bekleidete.

„Wohin?“ fragte er.

„Fort in die Welt; der Herr Förster will uns nicht beherbergen.“

„Das habe ich mir gedacht.“

„Er ist ein unbarmherziger Mann.“

„So macht, daß Ihr fortkommt!“

„Geduld!“ murmelte Kappe. „Ich muß doch mein Felleisen aufladen.“

Der Knecht, ein gutmüthiger dummer Bauer, öffnete das Thor und schloß es nur dann, als die beiden Reisenden hinausgetreten waren.

„'S ist auch gut so“, murmelte er, „wenn Fremde da sind habe ich mehr Arbeit.“

Er ging in das Häuschen zurück und setzte sich zu dem Abendessen, das bereits aufgetragen war.

„Freund Kappe“, sagte Haustein, „nun gilt es einen Weg zu wählen, der, im Falle wir verfolgt werden, nicht leicht zu finden ist.“

„Unser Feind ist gut verwahrt; die Eisenthür läßt sich mit der Faust nicht öffnen. Da Vorsicht aber zu allen Dingen gut ist, wollen wir uns links in den Wald schlagen. Wir werden freilich die ganze Nacht wandern müssen; aber es thut Nichts, wenn wir nur unsern Raub in Sicherheit bringen.“

Die beiden Männer verließen den Hauptweg und verschwanden in der Nacht des beginnenden Forstes, der hier aus majestätischen Eichen bestand. Der Mond, der indeß aufgegangen, verbreitete so viel Licht, daß die Reisenden einen schmalen Fußpfad unterscheiden konnten, der sich wie eine Schlange zwischen den riesigen Stämmen fortwand. Wohin dieser Pfad führte wußte Niemand; aber es genügte, daß er das Fortkommen erleichterte.

---

Druck von A. H. Payne in Neudnitz bei Leipzig

Schrader, August

Ein deutsches Weib Original-Roman von August Schrader

Bd.: 3

Leipzig 1868